This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

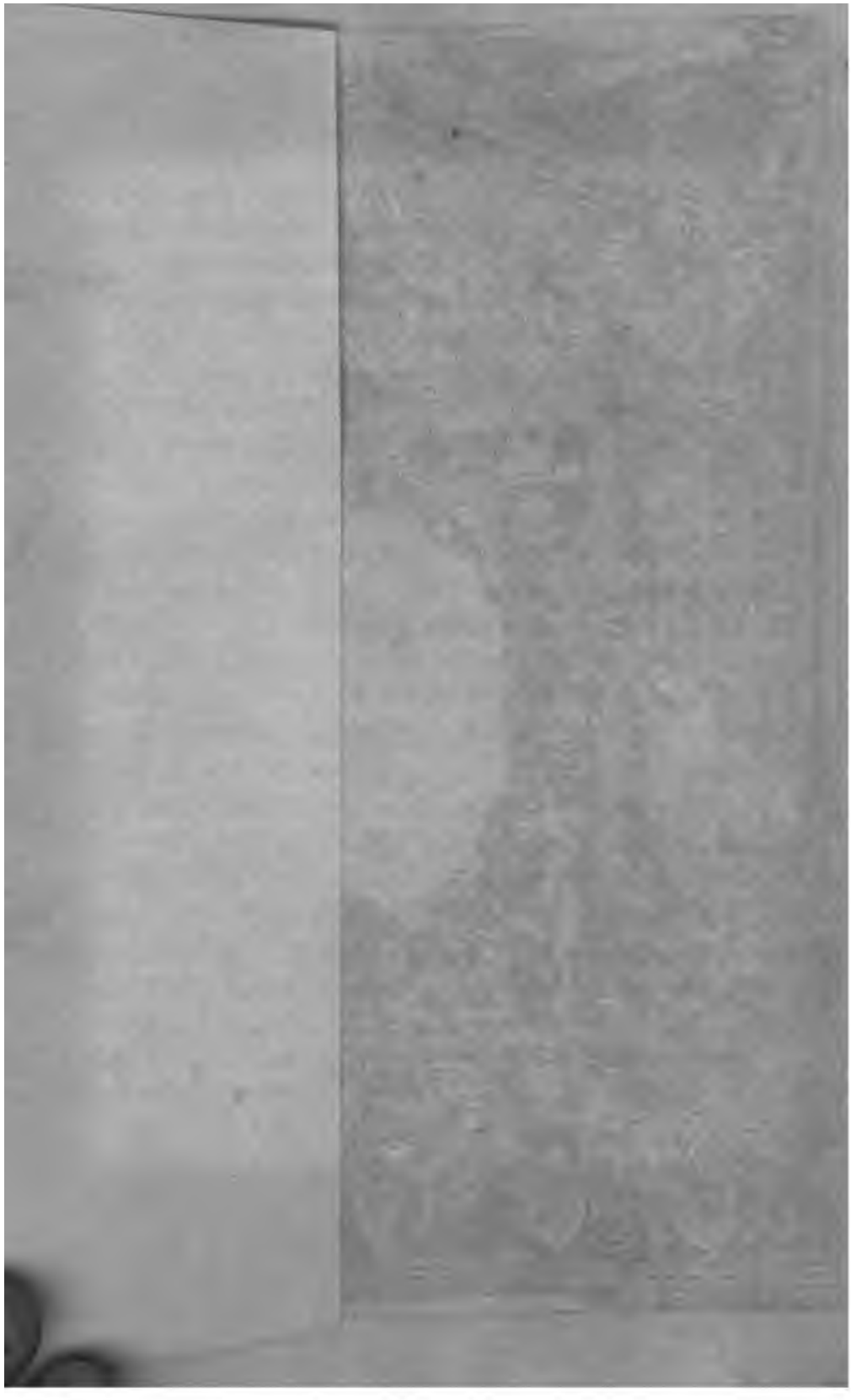
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GATED 12-13-11

Friedrich der Weise
und die
Schloßkirche zu Wittenberg
von
D. J. Köstlin
zum 31. Oktober 1892.



Friedrich der Weiſe.

Nach Dürers Kupferſtich v. J. 1524 (vgl. S. 103).

Friedrich der Weiſe

und die

Schloßkirche zu Wittenberg.

Festſchrift

zur

Einweihung der Wittenberger Schloßkirche

am

Tage des Reformationsfeſtes, den 31. Oktober 1892

von

D. Julius Köſtlin.

Wittenberg 1892
R. Herroſé's Verlag
(R. Herroſé).

E52242-

BR 358
S3K6

Nachdem Wittenbergs Schloßkirche im Jahre 1817 aus den ſchweren Verwüſtungen des Krieges durch die treue Hand ihres neuen proteſtantiſchen Landesherrn neu erſtanden und am 31. Oktober, am großen Jubeltage der Reformation, durch eben dieſen Herrſcher, König Friedrich Wilhelm III., als Gotteshaus des an die Stelle der alten Univerſität getretenen Predigerſeminars feierlich eröffnet worden war, da ſang am folgenden Neujahrstage Karl Immanuel Nitzſch, der jüngſte und bedeutendſte unter den lezten Lehrern der vormaligen Hochſchule, damals Lehrer des Seminars und Prediger, der nachmalige Bonner und Berliner Theolog, in einem Feſtlied alſo:

„Kennt ihr das Haus? Ein Rudolf baut es klein,
Ein weiſer Friedrich führt' es in die Höhe,
Der Zeuge macht's vom falſchen Weſen rein;
Daß es zum Dank für reine Lehre ſtehe,
Iſt es durch Lutherslied' in allen Landen
Von jedem Falle neu und ſchön erſtanden."

Mit neuen Reichtümern geſchmückt ſoll uns jezt dieſes Haus wieder die altberühmten Thore öffnen, eine hell leuchtende Gedächtnisſtätte für jenen Gotteszeugen Luther und

alle seine Mitarbeiter und Genossen, ein laut redendes Denkmal des Dankes für das reine Evangelium, das durch jene Männer der Christenheit und vor Allem uns Deutschen, hoch und niedrig, mit seinen ewigen Schätzen wieder erschlossen worden ist. Und auch unser Blick wendet sich da zugleich auf jene Anfänge des Hauses zurück, zusammenschauend was es war und was es geworden ist durch Gottes Fügung.

Eingang: Die Stiftung Herzog Rudolfs.

Rudolf I., Herzog von Sachsen, aus dem Geschlechte der Askanier, erklärt feierlich in einer Stiftungsurkunde vom Matthiastage, dem 25. Februar 1353: Entsprechend dem frommen Wunsche seiner entschlafenen Gemahlin Kunigunde, einer polnischen Königstochter, und in Uebereinstimmung mit seinen Söhnen habe er zu Ehren des allmächtigen Gottes und der glorreichen Gottesgebärerin Maria an seiner Residenz Wittenberg eine Kapelle mit allen erforderlichen Mitteln und Einkünften fundiert und sie weihen lassen allen Heiligen zu Ehren. Er setzte für sie ein wohldotiertes Kollegium von sechs Stiftsherren mit einem Kaplan und sechs Unterkaplanen ein. Hier sollte laut jener Urkunde regelmäßiger Gottesdienst geübt, das Leben der kirchlichen Diener fromm geregelt, den Heiligen und namentlich ihren Reliquien Verehrung dargebracht, dem Seelenheil des Herzogs, seiner Vorgänger und Nachfolger durch Gebet und Meßopfer gedient werden. Damit die Stiftung beständig Kraft behalte und

keiner der Nachfolger irgend etwas am Ganzen oder an einem Stück ändern oder abthun könne, wurde die Urkunde auch vom erſtgebornen gleichnamigen Sohne Rudolfs, vom Fürſten Albert von Anhalt, von drei hohen ſächſiſchen Adligen und von den Städten Aken, Wittenberg und Herzberg mit ihren Siegeln bekräftigt. Rudolf II., der ſeinem Vater drei Jahre nachher in der Regierung folgte, bereicherte die Stiftung noch weiter mit Renten, Grundſtücken, dem Einkommen von Dörfern u. ſ. w.

Das Gebäude ſelbſt, welchem die Stiftung galt, hatte ſchon vorher beſtanden, ohne daß wir ſicher beſtimmen könnten, wann es zuerſt aufgebaut und wie weit es damals umgebaut wurde. Es nahm nur etwa ein Viertel unſerer gegenwärtigen Kirche ein.

Das Stift finden wir ſchon ſieben Jahre vor jener Urkunde im Beſtand. Schon damals, im Jahre 1346, hatte Rudolf zwei Bullen zu Gunſten desſelben vom Papſt Clemens VI. erlangt. Sie ſind datiert aus der damaligen Reſidenz des Papſtes, Avignon, vom 6. Mai (2 Non. Maj.) im vierten Jahr ſeines Pontifikates, d. h. da dieſes ſich vom 19. Mai 1342 an datiert, im Jahre 1346.

Um der tiefſten frommen Ergebenheit willen, durch welche ſein geliebter Sohn Rudolf Gott, ihm und der römiſchen Kirche gegenüber ſich auszeichne, will Clemens, wie er hier ſagt, ſeinen frommen Wünſchen in dieſer Bulle entſprechen. Und nun bezeichnet er die Abſicht, welche der Herzog bei ſeiner kirchlichen Stiftung hege, alſo: Kapelle und Stift ſollen dienen zu Preis und Ehre unſeres Herrn

Jeſu Chriſti, zur Aufbewahrung eines Dornes von der einſt auf Chriſti hochheiliges Haupt gedrückten Dornenkrone, welchen vor Kurzem (dudum) des Papſtes ſehr geliebter Sohn Philipp, der erlauchte König der Franzoſen, dem Herzog geſchenkt habe, und zur Verehrung des heiligen Wenzel's und der anderen Heiligen.

Als Hauptkleinod und Heiligtum der Stiftskirche Aller Heiligen zu Wittenberg galt ſo von Anfang an jener Dorn. Nach einer Beſchreibung ihrer Heiligtümer aus dem Jahre 1509, von der wir nachher noch weiter zu reden haben, befand ſich damals in der Reliquienſammlung ein ſilbernes, übergoldetes Bild eines Königs in ganzer Geſtalt mit einer Monſtranz in der Hand, worin der Dorn geborgen war. Und die Einleitung des Buches beginnt mit dem Berichte: Nachdem Herzog Rudolf bei König Philipp von Frankreich ſich ſolcher männlicher und redlicher Thaten in Hauptkriegen und Feldſchlachten erzeigt, daß er unter anderen königlichen Belohnungen die ſondergroße Gabe eines heiligen Dorns, der einſt des Erlöſers Haupt verwundet, mit einem goldenen Bild eines Königs und ſamt einer beſchriebenen Hiſtorie, die man jährlich davon ſingt, erlangt und verdient habe, ſo habe der genannte Fürſt jene Kirche an ſeinem Schloß und Hoflager mit Begabung ewiger Rente u. ſ. w. aufgerichtet.

Der Wert, welchen ein ſolcher Dorn auch für eine wahrhaft innige und lautere Frömmigkeit jener Tage hatte, bedarf keiner weiteren Bemerkung. Schon im folgenden Jahr, 1347, wurden auch gewiſſe Abläſſe denen zugeſichert,

welche um den Altar, wo der Dorn aufbewahrt ſei, an beſtimmten Tagen andächtig herumgehen.

Wie aber mag ſich's mit der Gabe des franzöſiſchen Königs an den deutſchen Reichsfürſten verhalten? wie mit den kriegeriſchen Dienſten, welche dieſer dem fremden Herrſcher geleiſtet? die Angabe jenes Buches geſtaltet ſich in der weiteren Ueberlieferung dahin, daß Herzog Rudolf (nach Anderen wenigſtens ſein Sohn Rudolf) an den Kämpfen Philipp's VI. von Frankreich mit Eduard III. von England teilgenommen habe, und ſo namentlich auch an der großen für Philipp ſo unheilvollen Schlacht bei Crecy am 26. Auguſt 1346. Das berichtet z. B. eine Schrift auf Pergament, durch Melanchthon abgefaßt, welche 1558 im Knopfe des neben der Kirche ſtehenden, damals neuhergeſtellten Thurmes niedergelegt wurde. In der That haben dort mitgekämpft die deutſchen Fürſten König Johann von Böhmen, der in jener Niederlage ſein Ende fand, und ſein Sohn Karl, der nachmalige deutſche Kaiſer Karl IV. Karl war ſieben Wochen zuvor, nachdem Papſt Clemens den deutſchen Kaiſer Ludwig mit dem Bann belegt und die Kurfürſten zur Wahl eines neuen Reichshauptes aufgefordert hatte, durch fünf Fürſten wirklich dazu erwählt worden, hatte aber, von der Mehrzahl der Fürſten und von den Reichsſtädten zurückgewieſen, mit ſeinem Vater das Feld geräumt. Unter jenen fünf war neben drei geiſtlichen Kurfürſten und König Johann der Herzog Rudolf. Sollte er auch den Zug nach Frankreich mitgemacht haben, oder wenigſtens ſeinen Sohn und Erben dorthin geſandt? Doch es fehlt uns an jedem älteren Bericht

und Zeugnis darüber, und eine Teilnahme speziell an der Schlacht bei Crecy könnte, wenn jenes Datum der päpstlichen Stiftungsbulle richtig ist, auf keinen Fall erst den Anlaß zur Schenkung des Dornes gegeben haben. Immerhin erinnert das, was wir über Rudolf's Stellung zu Karl, Philipp und Clemens wissen, an unselige Zustände, in welchen damals die deutsche Nation und das deutsche Reich befangen war.

Es ist ein kurzer und doch bedeutsamer Blick ins religiöse und kirchliche Leben unserer Vorfahren und auch in unsere vaterländische Geschichte, welchen so die Anfänge der Wittenberger Schloß- und Stiftskirche uns gewähren.

Friedrich der Weise mit seiner Schloßkirche vor Luthers Auftreten.

Gerne werden wir dem gegenüber länger und eigens bei Friedrich und bei der Kirche, wie sie durch ihn geworden ist, verweilen. Ihn nennen ja wir evangelischen Deutschen den unsrigen; unter ihm und durch ihn ist dieses Gotteshaus ein evangelisches geworden. Zunächst indessen läßt uns die wirkliche Geschichte hiervon gerade noch Nichts erkennen. Sie zeigt uns vielmehr im Kurfürsten Friedrich dem Weisen noch einen guten Deutschen von alter Frömmigkeit, in seiner Ausstattung der Schloßkirche vollends den größten Fortschritt zu derjenigen Heiligkeit und Herrlichkeit, auf welche von ihren Anfängen an der kostbare heilige Dorn hinwies. Unser größtes Interesse muß diejenige Wendung

Friedrich der Weiſe und ſein Bruder Johann.
Aus dem Wittenberger Heiligtumsbuch v. J. 1509 (vgl. unten S. 18).

in Anſpruch nehmen, welche erſt durch jenen „Zeugen“ in Friedrich's Innerem und ſo dann auch für das ihm theure Heiligtum herbeigeführt wurde.

Man ſieht als Boten und Kinder unſerer Neuzeit oft kurzweg die Humaniſten an, in welchen der freie Geiſt alter klaſſiſcher Bildung, Wiſſenſchaft und Kunſt wieder aufgelebt ſei und ſie auch die unwürdigen Bande des mittelalterlichen Kirchentums und religiöſen Bannes habe ſprengen laſſen. Und hochangeſehene Humaniſten haben auch unſeren Friedrich wie einen der Ihrigen, oder wenigſtens wie einen ihnen gleichgeſinnten Gönner verherrlicht. Konrad Celtes, damals einer der hervorragendſten unter ihnen, rühmte ſeine Freude an alten und neuen Dichtern und Rednern, dazu ſein Intereſſe für alle Gebiete der Wiſſenſchaft, Koban Heß ſeine Hochſchätzung der Muſen auch in einer Zeit, wo dieſe von den Meiſten verachtet ſeien. Chriſtoph Scheurl, der humaniſtiſch gebildete Juriſt, Landsmann und Freund des Nürnberger Humaniſten Willibald Pirkheimer, hatte, während er die Liebe des Maecenas Friedrich zu den ſchönen Künſten und freien Wiſſenſchaften und auch die eigene Gelehrſamkeit desſelben mit übertriebener Rhetorik pries, doch darin gewiß Recht, daß Friedrich in dieſer Hinſicht unter den deutſchen Fürſten beim Eingang in's neue Jahrhundert die erſte Stelle eingenommen habe.

Friedrich, im Jahre 1463 geboren, hatte ſchon als Knabe, während er frühe in die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen eingeführt wurde, zugleich eine Schulbildung, wie ſie damals bei ſeinesgleichen ſelten war, in Grimma bei der

dortigen Domſchule erhalten. Georg Spalatin, der ihn in dieſer Beziehung am beſten kennen mußte, bezeugt ihm: „Sein kurfürſtl. Gnaden haben, wiewohl nicht gern Latein geredt, doch gut Latein faſt wohl verſtanden, zuweilen auch Latein geredet.“ Er habe, ſagt Spalatin, auch aus Terenz, Cato und anderen Büchern, die er in der Jugend getrieben, viel guter Sprüche behalten. Als Fürſt trat er in freundſchaftliche Beziehung zu Erasmus, dem gefeierten Führer der neuen Bildung mit weitem, freiem Geiſte, und zu dem ſeit dem Jahre 1503 in Gotha wohnhaften Mutian, um den ein ergebener Kreis deutſcher Schüler und Verehrer ſich ſammelte. Den dieſem Kreiſe zugehörigen Spalatin nahm er auf Mutians Empfehlung zum Erzieher des Kurprinzen, ſeines Neffen, und nachher zu ſeinem eigenen Hofprediger und Sekretär an. An der 1502 von ihm geſtifteten Univerſität Wittenberg wurde erſter Rektor Martin Pollich, anfänglich Mediziner und Friedrich's Arzt, jetzt ein Theologe, der vom humaniſtiſchen Standpunkte aus den modernen Scholaſtikern Schläge zu verſetzen liebte.

Aber mit dem Sinn und Intereſſe für jene neuaufgehende Wiſſenſchaft und Bildung war die freie oder auch nur relativ freiere Stellung zum überlieferten religiöſen Glauben und Kirchentum keineswegs allgemein verbunden; es war namentlich bei den Deutſchen nur in ſehr beſchränktem Umfang der Fall. Für ſeine Univerſität gewann Friedrich in ihrem zweiten Jahre den berühmten Juriſten Petrus von Ravenna, der den Humaniſten befreundet war und für einen Mann freien Geiſtes galt; derſelbe trug aber doch

gleich in seiner feierlichen Antrittsrede die extremsten Grundsätze über die Macht des päpstlichen Stuhles, seine Erhabenheit über Kirche und Concilien, seine Vollmacht, auch Kaiser und Könige abzusetzen, den Mitgliedern und Patronen der Hochschule vor. Männer wie Scheurl und Pirkheimer, auch jener ganz der Atmosphäre des Altertums zugekehrte Mutian sind doch der evangelischen Reformation, als diese ernstlich und kampfbereit auftrat, mutlos und unmutig ferne geblieben. Und es war keineswegs blos eine ängstliche Scheu vor schweren Kämpfen in Verbindung mit religiöser Gleichgiltigkeit, was Freunde der neuen Bildung doch dort zurückhielt. Bei sehr Vielen waren es vielmehr die Bande einer lauteren gewissenhaften Frömmigkeit, der es bange wurde um den Verlust der überlieferten Grundlagen, auf welchen sie erwachsen zu sein sich bewußt war. Traten doch in unserem Volke damals neben aller kirchlichen Verderbnis eben auf jenen Grundlagen auch neue positive religiöse Regungen an den Tag, in denen wir nicht blos eine Steigerung alten traditionellen Aberglaubens, sondern zugleich den Ausdruck eines wirklichen, freilich immer wieder nach den alten eiteln Mitteln greifenden religiösen Bedürfnisses zu erkennen haben: so ein weitverbreiteter erhöhter Eifer für kirchliche Stiftungen, für geistliche Uebungen in Gottesdienst und Asceſe, für Wallfahrten, für den Kultus von alten und neuen Heiligen u. s. w.

Ein echtes Beispiel solcher deutscher Frömmigkeit sehen wir in Friedrich, so lange und so weit wir ihn kennen. Nirgends macht sie sich bei ihm aufdringlich

geltend; um ſo lauterer, wärmer, beharrlicher erſcheint ſie in ſich ſelbſt.

Mit gewiſſenhafter Treue nahm er an allen hergebrachten kirchlichen Uebungen der katholiſchen Kirche teil. Spalatin, der ja gerade kein Intereſſe hatte, ſolche vorreformatoriſche Züge bei ſeinem geliebten Herrſcher hervorzuheben, berichtet, daß Friedrich keinen Tag, weder daheim noch über Feld oder auf Jagden, unterlaſſen habe, eine Meſſe zu hören. Als Luther einmal auf die Katholiken und katholiſchen Fürſten zu reden kam, welche im obrigkeitlichen Beruf nur eine weltliche, profane Thätigkeit im Gegenſatz zur wahren chriſtlichen Vollkommenheit ſahen, erwähnte er auch, daß Friedrich einſt einen Mönch um ſich gehabt habe, der ihn von den fürſtlichen Arbeiten und beſonders vom Rechtſprechen abziehen wollte, damit er nur Meſſen und Vigilien hören möge. Die Faſtenzeit brachte er gern in der Stille zu: ſo öfters im Auguſtinerkloſter zu Grimma.

Als er ſchon im ſiebenten Jahre ſeiner Regierung ſtand, folgte auch er, der keineswegs ein Mann raſcher Entſchlüſſe und kühner Unternehmungen war, 1493 noch dem Zug zum heiligen Lande und Grabe. Er durfte wohl ſagen, wie er teſtamentariſch erklärte, daß er die Reiſe „aus ſonderer Innigkeit und Andacht" mache. Er trat ſie an, nachdem er in der Kirche zu Torgau ſich hatte „ausſegnen laſſen" und, von der ganzen Gemeinde prozeſſionsweiſe begleitet, noch den erſten Stein zur Kapelle des heiligen Kreuzes vor Torgau gelegt hatte. Ehe er zu Schiffe ging, ließ er ſich

in Venedig noch einmal ausſegnen. Sein Ziel in Paläſtina waren nur die heiligen Stätten Jeruſalems, wo er fünf Tage verweilte. Er reiſte mit einer ſehr zahlreichen Begleitung, doch in der einfachen Weiſe von Pilgern. Nach der Heimkehr ließ er jene Kapelle ausbauen.

Als Landesherr war er treulich darauf bedacht, kirchliche Heiligtümer zu unterſtützen, auch neu aufzurichten. Er, der ſorgſame Haushalter, von dem es wohl hieß, er ſammle mit Scheffeln ein und gebe mit Löffeln aus, ließ ſich die großen Ausgaben für Kirchen, Stifte, Klöſter, Gebäude, Altäre, Ornamente u. ſ. w. nicht dauern. Er „hielt darob", wie Spalatin ſagt, „alſo, daß es ihm wenig nicht allein Fürſten und Herren, ſondern auch Könige und Andere leichtlich nachthun werden".

Weitaus am Großartigſten hat Friedrich dieſes fromme Streben an ſeiner Schloßkirche und ihrem Allerheiligenſtifte bethätigt. Das Geld, welches er dafür ausgab, ſchätzt Spalatin auf mehr als 200 000 Gulden, das wären nach unſerem heutigen Geldwert etwa 4 Millionen Mark.

Die Kirche ließ Friedrich in den Jahren 1490—1499 ganz neu bauen. In dem damals ſehr ärmlichen Städtchen, deſſen Bürger großenteils zwiſchen Lehm und Holz und unter Stroh wohnten, erhob ſie ſich als ein weiter, hochgewölbter, gothiſcher Prachtbau aus lauter Werkſteinen, an ihrer Seite ein ſtattlicher Schloßthurm. Ihren Fußboden bildete bunter Rochlitzer Marmor. An ihren Wänden erhielt ſie reiche Gemälde, einige von Albrecht Dürer, von ihm namentlich (im Jahre 1504) eine Anbetung der drei

Könige, für ihren Hauptaltar ein großes Gemälde von Kranach. Neben jenen hing auch eine marmorne Tafel mit acht Bildern aus Christi Passion. Dazu kamen einige eigentümliche Wunder aus Gottes natürlicher Schöpfung, zwei mächtige Walfischrippen, wahrscheinlich eine alte Schenkung pommerscher Herzoge, eine andere kolossale Rippe, welche man für die eines Riesen oder eines Enaksohnes (4. Mos. 13) hielt, ein weißes Horn, ähnlich einem Jägerhorn, weit größer als ein Ochsenhorn, das ein Elephantenzahn gewesen zu sein scheint, Manchen aber für die Klaue eines Greifen galt. Ferner wurde an der Wand eine Tafel angebracht, auf welcher die Hauptorte des heiligen Landes angegeben waren, eine Erinnerung an jene fromme Fahrt Friedrich's nach Palästina.

Beim Stift vermehrte Friedrich die Zahl der dazu gehörigen Personen, die bis dahin kaum 20 betragen hatte, auf über 80. Die 14 Stiftsherren oder Prälaten sollten teils Theologen und Doktoren der Theologie, teils Doktoren der Rechte, teils wenigstens theologisch gebildete Magister der Philosophie oder der freien Künste sein. Dabei wurde das Stift jetzt in die engste Wechselbeziehung zur neugegründeten Universität gesetzt. Es sollte ihr mit seinen Einkünften dienen und Professoren der Universität den wohldotierten Dienst von Domherren beim Stift und der Kirche versehen. Für diese Zwecke wurden den kirchlichen Pfründen benachbarter Orte, die schon von Anfang an für's Stift beigezogen waren, jetzt noch eine Anzahl weiterer beigefügt; so z. B. die Propstei Bemberg und die

Pfarrei Orlamünde, die nachher in der Geschichte der Reformation hervortreten. Auf diese Weise wurden für Stift und Universität in frommem Eifer Mittel geschaffen. Daß man auf die Gemeinden und Aemter der betreffenden Orte, die nun durch Vikare verwaltet werden mußten, so geringe Rücksicht nahm, war wiederum für diese Frömmigkeit bezeichnend.

Bei der Universität wirkte die Verbindung mit der Stiftskirche ohne Zweifel dazu mit, daß, wie es dem Sinne des Fürsten entsprach, im Gegensatz zu Kämpfen und Reibungen, zu welchen der Humanismus anderswo führte, eine friedliche kirchliche Haltung fortbestand. Die Stiftskirche war auch die Stätte der feierlichen akademischen Akte. Mit Messen wurden diese eröffnet. Auch Thesen zu akademischen Disputationen wurden an der Thüre der Stiftskirche angeschlagen. Die Universität und jede einzelne Fakultät waren unter den Schutz von bestimmten Heiligen gestellt. Patron der Universität war nächst Gott und der Jungfrau Maria der heilige Augustin, Patron für die Theologen der Apostel Paulus, für die Juristen Ivo, für die Mediziner Cosmas und Damianus, für die Artisten oder Philosophen Katharina. Jede Fakultät hatte das Jahresfest ihres Patrons feierlich zu begehen und die ganze Universität dazu einzuladen. Von da erhielt sich noch weit in die protestantische Zeit hinein bei der Wittenberger Universität der Brauch, daß der philosophische Dekan am Katharinentage eine feierliche Rede zu halten hatte.

Am reichsten und preiswürdigsten erschien endlich die

Kirche durch die in ihr niedergelegten Reliquien, welche Friedrich mit merkwürdigem, ſtetem, unermüdlichem Eifer vermehrte und in würdigſter Weiſe zu bewahren und darzuſtellen bedacht war. Ein Beiſpiel noch aus ſpäteren Jahren zeigt uns, wie er im Ausland durch Vertraute ſammeln ließ: ſo in Venedig durch einen deutſchen Freiherrn von Schenk, der als Mönch dort lebte. Beſonderen Ertrag mochte ſeine Wallfahrt nach Paläſtina bringen, auch eine Reiſe in die Niederlande, zu der er im folgenden Jahr, 1494, ſich veranlaßt ſah. Als er 1507 bei einem Reichstag in Conſtanz war, erwirkte er ſich vom Papſt Julius II. einen Erlaß an alle Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte und Prälaten des heiligen römiſchen Reichs, wonach dieſe von den Reliquien und Heiligtümern aller Orten „Ihren fürſtlichen Gnaden Etwas mittheilen und folgen laſſen ſollten."

Im Jahr 1509 erſchien in Wittenberg eine Beſchreibung dieſer Heiligtümer mit 116 in Holz geſchnittenen Abbildungen. Vorn, auf der Rückſeite des Titelblatts, giebt ſie ein Bild der neuen Kirche, am Schluſſe das kurfürſtliche Wappen in reichen, anmuthigen Verzierungen. Ihr Titel lautet: „Dye zaigung des hochlobwirdigen heiligthums der Stifftkirchen aller hailigen zu wittenburg." Am Schluß heißt es: „Gedruckt in der Churfürſtlichen Stat Wittenbergk Anno Tauſend fünffhundert und neun." Sie war wohl durch den Fürſten ſelbſt veranlaßt, jedenfalls in ſeinem Sinne hergeſtellt. Wir beſitzen von ihr noch ein auf Pergament gedrucktes Exemplar, das allem nach

für den Fürſten oder ſeinen Hof beſtimmt war. Bei der Angabe einer der Reliquien ſteht von gleichzeitiger Hand eine Randbemerkung: „Er hatte das in der Rechnung gefehlett", das heißt wohl: Der mit den Rechnungen für die Reliquien Beauftragte hatte hier etwas verfehlt. In dem Pergamenterexemplar hat die Vorderſeite des Titelblattes unter jenem Titel noch einen weiten leeren Raum. Dieſer iſt auf den uns erhaltenen Papierexemplaren durch einen feinen Kupferſtich Kranachs ausgefüllt, der zwei ſächſiſche Fürſten, ohne Zweifel Friedrich und ſeinen Bruder Johann, darſtellt, mit der Jahreszahl 1510: er iſt offenbar erſt nach dem Druck der Schrift fertig und dann noch auf das Titelblatt gedruckt worden (wir teilen eine Nachbildung der beiden Seiten des Titelblattes mit).

Die Publikation bedeutete nicht, daß die Sammlung jetzt vollendet ſei. Dieſe wurde vielmehr, wie wir unten weiter ſehen werden, mit gleichem Eifer fortgeführt. Wohl aber ſollte in jenem Buche gezeigt werden, welch' ſchönes, reiches Ganze die Sammlung bilde, und zum Genuſſe ihrer Güter eingeladen.

Nach der Angabe des Buches enthielt ſie jetzt, im Jahre 1509, im Ganzen 5005 Stöcke. Sie war in acht Gänge geteilt. Die Reliquien waren in größerer oder geringerer Zahl zu Partien zuſammengelegt, von denen der erſte bis fünfte Gang je 15, der ſechſte 16, der ſiebente 12, der achte 11 umfaßte. Zu jeder derſelben gehörte ein koſtbares Gefäß manigfacher Art aus edlem Metall, Kryſtall, Perlen u. ſ. w., ferner Figuren von Heiligen, wie namentlich

Die Schloßkirche zu Wittenberg.
Aus dem Wittenberger Heiligtumsbuch v. J. 1509 (vgl. S. 17).

von den 12 Apoſteln, aus Silber und Gold, ferner Monſtranzen, reichverzierte kleine Kreuze, auch ein koſtbar eingefaßtes Horn aus Elfenbein, ferner ein Paar ebenſo eingefaßte Straußeneier, ja auch zwei „Greifklauen" von der Geſtalt eines Hornes. Die Reliquienſtücke waren darin niedergelegt oder irgendwie ſonſt daran angebracht. Eben dieſe Kunſtgegenſtände bilden den Gegenſtand jener Abbildungen.

Die Bilder, namentlich die der Apoſtel, zeichnen ſich durch ſehr kräftige, ſchöne Zeichnung aus. Auch ſie, wie jenes in Kupfer geſtochene Titelbild, ſtammen von Lucas Kranach her, und gehören zu den beſten und intereſſanteſten Arbeiten ſeiner Hand. Sie ſind ſo ein Denkmal zugleich einer chriſtlichen Frömmigkeit, die jetzt zu Ende gehen ſollte, und einer neu auflebenden geſunden deutſchen Kunſt. In der Wiedergabe jener Gegenſtände, namentlich der Figuren und Geſichter, hat der Künſtler offenbar den eigenen Geiſt und die eigene Phantaſie frei einwirken laſſen. Dies wird auch aus noch unveröffentlichten Federzeichnungen erſichtlich, welche unſern Bildern aufs engſte verwandt ſind und aus derſelben Hand ſtammen (wir werden von ihnen ſpäter noch zu reden haben). In unſerm Heiligtumsbuch ſehen wir es auch aus jenem Bild der Schloßkirche, ſofern hinter dieſer ein ſteiler Hügel mit Gehölz und kleinen Bauwerken ſich erhebt.

Die Reliquien ſind meiſt nur kleine Stückchen von Leibern, Gebeinen, Kleidern, oder auch von einem durch die Geſchichte geheiligten Stein, Erde u. ſ. w., darunter aber auch z. B. „vier ganz Gebeine und vier ganz Haupt

aus der Gesellschaft Sanctae Ursulae", ein „ganz Haupt und ein Schwert von der Gesellschaft Sanct Mauritii", ein „ganzer Leichnam von einem der (durch Herodes gemordeten) unschuldigen Kindlein" neben verschiedenen Beinen, Armen und Fingern anderer derselben.

Die bekannten Heiligen sind alle mehr oder weniger reichlich vertreten, daneben manche, die wir kaum mehr dem Namen nach kennen. Namentlich fand darunter auch die Universität ihre oben genannten Patrone, — vom Heiligenpaare Cosmas und Damian wenigstens acht Partikeln und dazu von jenem ein großes Stück eines Armes, von Ivo wenigstens Ein Stückchen, — von der heiligen Katharina besonders auch ein Teilchen der Milch, die bei ihrer Enthauptung statt des Blutes aus ihr geströmt sein soll. Die ganze Sammlung beginnt, indem ihr erster Gang „Jungfrauen und Wittwen" gewidmet ist, mit der uns Deutschen so werten heiligen Elisabeth, nämlich einem Glas von ihr, Stückchen von ihrem Mantel, ihrem Kleid, ihren Haaren, zwei Zehen von ihr und „acht andern Partikeln ihres heiligen Gebeines".

Aus der Zeit des alten Bundes war nur verhältnismäßig Weniges mehr beizubringen, darunter jedoch Merkwürdigkeiten wie Etwas „von dem Busch, den Mose sah brennen und nicht versehrt ward", und von dem Manna in der Wüste, — auch z. B. Ruß des Feuerofens, in welchem die drei Freunde Daniels unverletzt ihren Gott priesen.

Ueberaus zahlreich und manigfach waren die heiligen Andenken an Jesu Leben und Tod: Reste von der Milch

ſeiner jungfräulichen Mutter, von einem Baum, unter dem ſie ihn „geſäugt hat bei dem Balſamgarten", von ihrem Haar, von ihren Kleidern, ihrem Gürtel, ihrem Schleier, — von den Windeln des Kindes Jeſu, von der Krippe und dem Heu und Stroh, darauf er gelegen, von dem Gold und den Myrrhen der heiligen drei Könige, — weiter von dem Berg, an dem er in der Wüſte faſtete, von der Stätte, auf der er das Vaterunſer predigte, von der Treppe, unter welcher nach ſeiner Erzählung der arme Lazarus lag, von dem Stein, auf welchem ſtehend Jeſus über Jeruſalem weinte, von demjenigen, auf welchem er den Eſel zum Einzug in Jeruſalem beſtieg, von demjenigen, auf welchem er in Gethſemane Blut ſchwitzte, von dem, welcher auf ſein Grab gelegt war, von dem, von welchem aus er gen Himmel fuhr, — von ſeinem Bart, von ſeinen Kleidern, von ſeinem ungenähten Rock, — von dem Tiſch und Brot ſeines letzten Mahles mit den Jüngern und dem Tuch, womit er ihnen dort die Füße trocknete, — von ſeinem Schweißtuch, von einem weißen Kleid, in welchem er von Herodes verſpottet worden ſei, von dem purpurnen, das ihm die Kriegsknechte umlegten, von der Säule, an der er geſtäupt, dem Strick, mit dem er gebunden, der Rute, mit der er geſchlagen, dem Schwamm, mit dem er am Kreuze getränkt wurde, „von dreierlei Holz des Kreuzes Chriſti", von einem Nagel, der ihm „durch die Hände oder Füße geſchlagen war", zwei Stückchen und acht ganze Dornen von ſeiner Dornenkrone, dazu noch als beſonderes Kleinod jener Eine Dorn in der Monſtranz, die ein König in der Hand hält (vgl. oben S. 6).

Nach den aufgeführten Stücken wird von der Beſchreibung noch erwähnt „ein Sarg mit Silber beſchlagen, darinnen ſind 1678 Partikel heiliger Gebeine, 72 Partikel Geſtein von heiligen Stätten, welche durch Verbleichung der Schrift Altershalben nicht mochten geleſen und namhaftig angezeigt werden“: ein Beweis der Redlichkeit, womit der Kurfürſt und ſeine Diener ſich enthielten, unſicher und unwillkürlich etwas zu beſtimmen, was ſie nicht wirklich beſtimmen und hiedurch erſt wertvoll machen zu können ſich bewußt waren.

Alljährlich am Montag nach dem Sonntage Miſericordias kam dieſe ganze Sammlung zu feierlicher, öffentlicher Ausſtellung. Die einzelnen Stücke wurden hier vorgewieſen und zum Schluß von Allem als Allerheiligſtes eine die göttliche Dreieinigkeit darſtellende, die einfache Hoſtie in ſich bergende ſilberne Monſtranz. Die Beſchreibung kündigt an, daß hier 100 Tage Ablaß zu einer jeden einzelnen Partikel erteilt werden, und überdies zu jedem Gang im Ganzen ebenſoviele Tage Ablaß nebſt einem Caren, d. h. einem ſo großen Erlaß von Strafen, als ſonſt durch 40 Tage geſchärfter Faſtenzeit erworben werden müßte. Die Abſicht der Beſchreibung iſt, eben zum Beſuche „ſolchen würdigen Heiligtums“ und zum „Verdienen ſolcher Gnaden“ jeden „andächtigen Menſchen“ einzuladen. Was zu der andächtigen Verehrung gehöre, die zum Behuf ſolchen Verdienens den Heiligtümern gewidmet werden müſſe, hat ſie nicht näher erklärt. Sie ſchließt mit dem Rufe: „Selig ſind, die ſich des theilhaftig machen.“

Mit Ablaß und anderen Gnaden war die Kirche und das Stift auch ſonſt reichlich ausgeſtattet; jenes Buch ſagt, es ſei das mit wenigen Schriften oder Worten gar nicht zu vermelden. Namentlich verlieh ſchon eine Bulle Boniface' IX. den andächtigen Beſuchern der Wittenberger Stiftskirche und ihrer Altäre an den zwei Tagen vor und nach Allerheiligen einen ganz beſonderen Ablaß, wie er in Aſſiſi, dem Orte des heiligen Franziskus, jährlich einmal und außerdem nur an wenigen Orten geſpendet wird, und Leo X. erhöhte denſelben im Jahre 1516 gar auf Ablaß für 100 Jahre.

Dem Fürſten, der mit ſo viel Eifer und Aufwand die Bereicherung ſeiner Kirche mit Heiligtümern und Gnadenmitteln betrieb, fehlte es auch nicht an Dank und Anerkennung von Rom her. Es wurde ſogar ein Ablaß den Gebeten verheißen, die man für ihn an Gott richte. Ein päpſtlicher Theolog berichtet hierüber: das Haupt der Kirche habe im Hinblick auf die überaus fromme Geſinnung, mit welcher Friedrich dem göttlichen Dienſte ſich zuwende, mit ſonderlicher Huld 100 Tage der himmliſchen Ablaßgabe Allen ausgeſpendet, welche für das Leben eines ſolchen Fürſten ihre Bitten vor Gott ausſchütten.

Daß er aber in ſeinem weltlichen Regiment irgend welche Pflichten verſäumt habe, konnte ihm deshalb doch Niemand vorwerfen. Auch in ſeinem perſönlichen Leben war er mit Bezug auf die religiöſen Pflichten doch nicht ſo ängſtlich befangen, wie andere Vertreter einer ſolchen Frömmigkeit.

Wie hoch ſeine Eigenſchaften als Regent geſchätzt wurden, zeigt beſonders die Willigkeit im Kreis der deutſchen Reichsfürſten und freien Städte, ihm nach Maximilian's Tod das Kaiſertum zu übertragen; zugleich empfahl ihn der Papſt dazu. Er ſelbſt wollte nichts davon wiſſen, ohne Zweifel in richtigem Bewußtſein davon, daß es ihm doch an einer Hausmacht fehle, um die kaiſerlichen Rechte und Pflichten kräftig und würdig zu vertreten, und auch an der perſönlichen Begabung, Kraft und Neigung, dafür zu kämpfen. Unter Maximilian's Regierung hatte beſonders er an den Reformverſuchen für das Reich ſich beteiligt, an deren Spitze Erzbiſchof Berthold von Mainz ſtand: ſie wollten des Reiches Einheit und Wohl durch neue feſte ſtändiſche Ordnungen ſichern.

Im eigenen Lande ſuchte er gewiſſenhaft und mit Hilfe wohl ausgewählter Ratgeber in allen Angelegenheiten des Rechtes und der Verwaltung ſich zu unterrichten. In denjenigen Gebieten, welche nicht zum Kurlande gehörten, teilte ſein Bruder Johann die Herrſchaft mit ihm: beide regierten in ungetrübter Gemeinſchaft mit einander. Den Sohn Johanns, Johann Friedrich, deſſen Pathe er auch war, nennt er, der ſelbſt unverheirathet blieb, in Briefen an Johann kurzweg „unſer Sohn", ja „mein Sohn".

Gegen die Unterthanen war er allgemein gütig und mild, gegen Notleidende mitleidig und hilfbereit, wenn man auch darüber klagen mochte, daß er, der bedächtige, vorſichtige, in ſich zurückhaltende Mann nicht gern die Leute ſelbſt anhöre.

Koſtbare Liebhabereien blieben ihm ferne. Seine Liebe zu den Wiſſenſchaften, welche jene Humaniſten prieſen, hat er vor Allem in der Stiftung und ſteten Pflege ſeiner Univerſität Wittenberg bethätigt. Er ließ auch eine ſchöne Sammlung griechiſcher Bücher durch Mutians Vermittlung in Venedig ankaufen und ſuchte ſie noch weiter zu bereichern. Ferner lag ihm die vaterländiſche Geſchichte am Herzen; Spalatin machte ſich, im Einverſtändnis mit ihm, durch mancherlei eigene Arbeiten um ſie verdient. Zugleich wird Friedrich gerühmt als ein ſehr guter Renner und Turnierer, eifriger Waidmann, guter Schütze. Und nicht blos den Wiſſenſchaften und ritterlichen Uebungen war er hold, ſondern er liebte es auch, ſich in einem Handwerk, nämlich der Drechslerei, zu üben; ja Spalatin urteilt, der Fürſt ſei darin ſo gut oder noch beſſer als ſeine Drechsler geweſen, deren er zuweilen zwei oder drei gnädiglich bei ſich gehalten habe. Sein frommer Sinn zeigte ſich im täglichen Leben und Verkehr namentlich auch darin, daß ſeine nächſte Umgebung bezeugen konnte, nie einen Fluch aus ſeinem Munde gehört zu haben.

Grundzug war bei ſeinem Thun und Ueberlegen die große, ruhige Umſicht. Man rühmte ihn als einen trefflichen Fabius Cunctator, tadelte ihn, daß er mit nichts zum Schluß kommen könne. Sein Verhalten hierin war Sache ſeines Temperamentes, wie ſeines gewiſſenhaften Charakters. Was er aber einmal ernſtlich in die Hand nahm, das hatte, wie Spalatin mit Berufung auf Aller Urteil ſich ausdrückt, Hände und Füße. Von weit ausſehenden und verwickelten

Unternehmungen und Plänen hielt er ſich freilich immer ſo ſehr wie möglich ferne.

Bei der Nachwelt lebte er ſo fort als „Friedrich der Weiſe".

Schon ſeine Zeitgenoſſen ſahen in ihm den „Friedreichen". Von keinem bedeutenderen deutſchen Fürſten jener Zeit war wohl weniger als von ihm zu erwarten, daß er eine Zeit des Sturmes und Dranges herbeiführen, ſeine Deutſchen zu kühnen, politiſchen und kirchlichen Reformen fortreißen, ſich mit ihnen in unabſehbare Kämpfe ſtürzen möchte. So weit es in ſeiner Natur, ſeinem Charakter und ſeinen Wünſchen lag, mußte ſein Regiment ein friedliches werden von beſter alter Art, bereichert und verſchönert durch die Mittel geiſtiger Bildung und geiſtigen Genuſſes, welche eine neuanbrechende Zeit darbot.

Da kam über ihn ganz ungeahnt die höhere Hand, die den Mann des Friedens in Kämpfe ohne Gleichen hinein geworfen, den ehrlichen, frommen Reliquienſammler für Viele zum Verleugner des Heiligen, für uns zum treuen Beſchützer des neu aufleuchtenden Evangeliums gemacht hat.

Friedrich der Weiſe mit ſeiner Schloßkirche und Luther, der Reformator.

1. Vom Theſenanſchlag bis zum Wormſer Reichstag.

Es war im Jahr 1517 am Abend vor dem Allerheiligentag, wo die dieſen Heiligen geweihte Kirche den Feſtgäſten von Nah und Fern ihre Pforten öffnete, damit

ſie jener beſondern Abläſſe (oben S. 24) teilhaftig werden möchten. Da ſchlug an ihrer Hauptthüre der Auguſtinermönch und Univerſitätsprofeſſor Dr. Martin Luther ſeine 95 Theſen wider den Ablaß an, um „aus Liebe zur Wahrheit und aus dem Verlangen, ſie an den Tag zu bringen" zu einer Disputation darüber einzuladen.

Luther ſah ſich hiezu veranlaßt durch denjenigen Ablaß, welchen Papſt Leo X., um den Bau ſeiner Peterskirche zu fördern, damals gegen Geld ausſpendete und deſſen Vertrieb in Deutſchland der Erzbiſchof Kurfürſt Albrecht von Mainz übernommen hatte und durch den hiefür nur allzugeſchickten Ablaßkrämer Tetzel beſorgen ließ. Er hatte aus dieſem Anlaß auch ſchon auf der Kanzel, und zwar in der Schloßkirche, warnend zur Gemeinde geſprochen. Dabei erklärten ſich aber die Theſen prinzipiell und ganz allgemein bezüglich der Abläſſe; ſo der Satz, daß der Papſt mit den Strafen, die er im Ablaß erlaſſe, nur die von ihm ſelbſt auferlegten meine (während in Wahrheit die päpſtliche Theorie grade auch die von Gott aufzuerlegenden Strafen dadurch vergeben ſein ließ), — der Satz, daß wahrhaftige Reue die Strafen ſelbſt liebe, — der Satz, daß ein aufrichtig reuiger Chriſt auch ohne päpſtlichen Ablaß ſchon vollkommenen Erlaß von Strafe und Schuld von Gott habe.

Luther hatte mit jener Predigt über den Ablaß, wie er ſpäter ſelbſt erzählt, „bei Herzog (Kurfürſt) Friedrich ſchlechte Gnade verdient, denn er ſein Stift auch ſehr lieb hatte". Luther wußte auch, daß dieſer um die Vermehrung ſeiner für den Ablaß ſo wertvollen Reliquien ſich

kurz zuvor wieder ganz beſonders bemüht hatte, nämlich durch Aufträge, die er dem damals in den Niederlanden beſchäftigten Generalvikar des Auguſtinerordens, Staupitz, gab; ja Luther hatte ſelbſt hierüber im vorangegangenen Dezember Etwas an den Hof zu berichten. Eine Rückſicht darauf alſo kannte Luther bei ſeinen Ablaßtheſen nicht; er ging hier voran, wie er ſelbſt ſpäter ſagt, als „ein junger Doktor, neulich aus der Eſſe gekommen, hitzig und luſtig in der heiligen Schrift". Nur nach einer andern Seite hin gedachte er ſeines Kurfürſten. Er wollte nämlich ſorgfältig vor dem Scheine ſich hüten, als ob er ſeinem Fürſten zu Gefallen oder gar auf deſſen Geheiß die Theſen aufgeſtellt hätte, weil dieſer dem Erzbiſchof Albrecht übel geſinnt ſei. Deswegen war er, wie er nachher dem Spalatin erklärte, darauf bedacht, die Theſen vor ihrer Verbreitung gar nicht zur Kenntnis Friedrichs oder irgend Jemandes an ſeinem Hofe gelangen zu laſſen. An Albrecht ſelbſt hatte Luther am 31. Oktober ein ebenſo offenes, wie reſpektvolles Schreiben gerichtet.

Für Friedrich nun war Luther, der Wittenberger Profeſſor, bis dahin ſchon Gegenſtand beſonderer, wohlwollender Aufmerkſamkeit geweſen. War doch dieſer durch den von ihm hochgeſchätzten Staupitz aus dem Erfurter Kloſter dorthin gezogen worden. Vor fünf Jahren hatte Friedrich für ihn, den mittelloſen, die Koſten der theologiſchen Doktorpromotion beſtritten. Staupitz that über ihn gegen den Fürſten die Aeußerung, die dieſer feſthielt: er „wolle ihm einen eigenen Doktor aus dieſem Manne ziehen."

Spalatin ferner, den Friedrich jetzt stets als besonderen Mann seines Vertrauens an seiner Seite hatte, war vorher in Wittenberg, wo er als Prinzenerzieher sich aufhielt, mit Luther eng befreundet worden und in warmem Verkehr mit ihm geblieben. Endlich hatte Friedrich auch selbst schon Luther predigen gehört und bedeutenden Eindruck davon empfangen. Er gedachte, wie Spalatin zuvor Luthern meldete, des letzteren häufig und ehrend. Im November des vorigen Jahres erhielt dieser Tuch zur Kleidung, was damals ein theuerer Stoff war, von seinem Fürsten zum Geschenk und wohl noch im gleichen Jahr das Versprechen, er solle eine „Kappe" (herabhängende Mönchskapuze) geschenkt bekommen. Auch durfte ihm Spalatin über wichtige fürstliche Ueberlegungen Mitteilung machen: so im Sommer jenes Jahres über Großes, was der Kurfürst mit Staupitz vorhabe, nämlich Zuwendung eines Bisthums an denselben.

Luther fühlte sich, wie er dem Freund auf jene Meldung antwortete, einem „solchen und so großen Fürsten" gegenüber ganz unwürdig. Offen aber sprach er das, was er doch bei ihm ausbilligen mußte, nicht bloß gegen den Freund, sondern auch dem Fürsten gegenüber aus. So verwarf er jenes Vorhaben bezüglich des Staupitz, den man nicht in eine jetzt leider so tief gesunkene, mit den ärgsten sittlichen Flecken behaftete amtliche Stellung hineinziehen dürfte. Dazu fügte er gegen Spalatin die allgemeine Bemerkung: in Friedrichs Augen glänze Vieles, was vor Gott Schmutz sei; derselbe sei wohl in weltlichen Dingen überaus klug, aber da, wo es um Gott und der Seelen Heil sich

handle, „faſt ſiebenfach blind". „Und das", fährt Luther fort, „ſage ich nicht im Winkel, will auch nicht, daß du es irgendwie geheim halteſt; ich bin auch bereit, wo immer ſich Gelegenheit bietet, es Jedem ins Geſicht zu ſagen". Er mochte hiebei Dinge, wie eben den Ablaß, im Auge haben.

Ganz kurz nach dem Anſchlag der Theſen und noch ehe er wußte, daß ſie ſeinem Fürſten bekannt geworden wären, richtete Luther an dieſen ein Schreiben, das der Theſen gar nicht gedenkt und das uns zeigt, in welchem freien gemüthlichen Ton er zu einem „ſolchen und ſo großen Fürſten" reden konnte und auch jetzt ganz unbefangen reden zu dürfen glaubte. Da erinnert er ihn nämlich an das ihm zugeſagte neue Kleid und bemerkt über den hiermit beauftragten fürſtlichen Rath Pfeffinges: Der könne wohl gute Worte ſpinnen, es werde aber nit gut Tuch daraus. Und „um ſein Hofkleid zu verdienen" legt er weiter als „ein armer Bettler" dem Kurfürſten die Bitte ans Herz, von einer drückenden neuen Auflage abzuſtehen, die, wie man höre, gegenwärtig ſeinen Unterthanen drohe; Gott habe ihn wohl mit hoher Vernunft begnadet, aber Gott wolle ja doch zuweilen große Vernunft durch weniger Vernunft auf den rechten Weg weiſen. Zugleich bittet er für Staupitz, der damals in einer uns unbekannten Sache ſich Ungnade bei Friedrich zugezogen haben ſollte, daß dieſer ſich zu jenem würdigen lieben Vater doch auch fernerhin aller Treue verſehen möge. So wenig glaubte er für ſich ſelbſt beſorgt ſein zu müſſen, daß er die fürſtliche Gnade jetzt verſcherzt haben möchte.

Darüber nun, wie Friedrich die Theſen, die ihn jedenfalls tief betroffen machen mußten, im Augenblick aufgenommen hat, beſitzen wir keine Nachrichten.

Aus der Zeit gegen Ende des 16. Jahrhunderts hat ſich die weitläufige Beſchreibung eines gar wunderbaren Traumes erhalten, den Friedrich in der auf jenen 31. Oktober folgenden (nach Andern ſchon in der jenem vorangehenden) Nacht in ſeinem Schloſſe zu Schweidnitz gehabt und ſelbſt ſeinem Bruder Johann erzählt haben ſollte. Darnach erſchien ihm im Traum ein von Gott geſandter Mönch, begleitet von allen Heiligen, durch welche Gott ihm gebot, Jenem zu geſtatten, daß er Etwas an ſeine Wittenberger Schloßkapelle ſchriebe. Der Mönch machte ſo große Buchſtaben, daß Friedrich ſie in Schweidnitz leſen konnte. Seine Feder war ſo lang, daß ſie bis Rom reichte. Dort ſtach ſie einen daſelbſt liegenden Löwen alſo ins Ohr, daß ſie zum andern Ohr wieder herausging. Sie ſtreckte ſich ferner bis an die dreifache päpſtliche Krone und ſtieß dieſe ſo hart an, daß dieſelbe ſchon dem Papſte vom Haupt fallen wollte und Friedrich, jetzt ſelbſt anweſend, den Arm ausſtreckte, um ſie halten zu helfen. Weiter begehrte im Verlauf des Traumes der Papſt von den Reichsſtänden, daß ſie dem Mönche wehren ſollten. Sie und mit ihnen Friedrich bemühten ſich aber vergeblich, dieſem die Feder zu zerbrechen; ſie wurde immer ſtarrer und knarrte ſo, daß es in den Ohren ſchmerzte, bis jene ermüdet nachließen. Da fragte Friedrich den Mönch, woher ſolche Feder ſtamme, und erhielt von ihm zur Antwort, daß ſie von einer

hundertjährigen böhmiſchen Gans her (womit natürlich Johann Hus gemeint iſt) auf ihn gekommen ſei, daß er ſelbſt ſie geſchnitten habe, und daß ſie deswegen ſo feſt ſei, weil man aus ihr den Geiſt nicht wie das Mark aus den andern Federn herausziehen könne. Bald hörte man ſchreien, es ſeien aus jener Feder ſchon unzählige andere gewachſen, ſie werden gewiß wie jene werden, und es werde gewißlich etwas Sonderliches daraus folgen. Friedrich beſchloß jetzt, eiligſt mit dem Mönch ſich zu unterreden, — da wachte er auf und es war Morgen. — So iſt der Traum auch in unſerer Zeit mehrfach wieder in Deutſchland erzählt worden.

Hätte der Kurfürſt gleich in der Nacht nach dem Anſchlag der Theſen oder gar ſchon in der Nacht zuvor wirklich dies Alles ſchon geſchaut, dann könnten wir nichts Anderes erwarten, als daß er von Anfang an des Weges ſicher geweſen wäre, den er in jenes Mönches Sache zu verfolgen hätte, und müßten uns nur wundern, von ſolcher Sicherheit nicht mehr in ſeinem wirklichen Verhalten wahrzunehmen. Aber bis gegen Ende des Jahrhunderts fehlt es ſo ganz an Zeugniſſen irgend welcher Art für die Thatſache jenes Traumes und dieſes Fehlen wäre, wenn er doch Thatſache wäre, ſo unbegreiflich, daß wir nur eine ſpätere, ihrem Urſprung nach nicht weiter zu ermittelnde Dichtung in ihm ſehen können; wir werden ohne Bedenken ſagen dürfen, daß hiefür auch ſein eigenthümlicher Inhalt und die Form ſeiner Darſtellung zeuge.

Wir müſſen alſo dahingeſtellt laſſen, wie auf den ruhigen, bedächtigen Fürſten, der überdies ſelbſt bei der

Frage über den Ablaß betheiligt war, das ſcharfe Vorgehen ſeines Wittenberger Profeſſors zunächſt gewirkt hat. Aber ſobald wir wieder ſeine Geſinnung und Stimmung dieſem gegenüber beobachten können, iſt ſie doch noch dieſelbe wie früher. So muß das alte Vertrauen zu ihm weiter gewirkt haben und ſo wohl auch eben ſein gegenwärtiges ſcharfes Zeugnis, obgleich es den bisherigen Anſchauungen Friedrichs rückſichtslos widerſprach. Weder die heftigen Angriffe, welche ſogleich gegen Luther als groben Ketzer ſich erhoben, noch auch die immer kühneren Schritte, zu welchen dieſer Streiter eben hierdurch weiter getrieben wurde, machten den Kurfürſten darin irre. Seine Geſinnung kam ſo zum Ausdruck, als Luther im April des folgenden Jahres bei einem Convent ſeines Auguſtinerordens in Heidelberg zu erſcheinen hatte. Schon erſchien es gefährlich, ihn inmitten erbitterter Feinde ſo weit reiſen zu laſſen. Friedrich ſchrieb da fürſorglich ſeinetwegen an Staupitz, indem er dieſen an ſeine frühere Aeußerung über Luther als ſonderlichen Doktor erinnerte, und Luther ſelbſt vernahm Erfreuliches darüber, wie ſehr der Fürſt den „ſoliden theologiſchen Studien" gewogen ſei und ſo auch ihn in ſeinen Schutz nehme.

Indeſſen lag die große Entſcheidung, um die es bei Luthers Sache ſich handelte, keineswegs ſchon vor Augen. Namentlich ein Fürſt von Friedrichs Klugheit und Temperament konnte ſehr leicht noch auf eine friedliche Löſung hoffen. Ueber die Bedeutung des Ablaſſes gab es auch unter gut katholiſchen Theologen bis dahin noch verſchiedene Auffaſſungen und diejenige, für welche Luthers

Gegner im Intereſſe der päpſtlichen Machtvollkommenheit eiferten, war wenigſtens nicht förmlich von der Kirche ſanktionirt.

Papſt Leo, der Anfangs von ſeinem hohen Stuhl aus den in Deutſchland ausgebrochenen Streit nur für ein ſchlechtes Mönchsgezänk angeſehen hatte, ließ dann doch einen Prozeß wegen Ketzerei gegen Luther in Rom einleiten, wohin dieſer am 7. Auguſt 1518 die Citation erhielt, ſchrieb auch darüber in ſehr ernſtem Ton an Friedrich, indem er ihm bemerkte, daß der Angeklagte, dieſes Kind der Bosheit, gar ſeines Schutzes ſich zu rühmen wage, und ihn ermahnte, den glänzenden Namen ſeines edeln Geſchlechtes vom Flecken einer ſolchen Verleumdung rein zu halten und Jenen nach Rom abführen zu laſſen.

Aber Friedrich wußte auch, wie viel Rückſicht der Papſt um derjenigen Intereſſen willen, welche denſelben am ſtärkſten bewegten, auf ihn werde zu nehmen haben. Er nahm eben damals an einem Reichstag in Augsburg teil, wo die alten Beſchwerden der deutſchen Nation über päpſtliche Eingriffe und Geldgier neu ſich erhoben, während der Papſt gern das Reich zu einem Türkenkrieg aufgeboten hätte; Kaiſer Maximilian arbeitete ferner bei den Reichsfürſten dahin, ſeinem Enkel die Kaiſerkrone zuzuwenden, wodurch der Papſt in ſeiner weltlichen Machtſtellung ſich bedroht glaubte; und bei allen ſolchen Verhandlungen mußte dieſem an Friedrichs Einfluß am meiſten gelegen ſein. So ſchlug denn auch Leos Abgeſandter Cajetan mündlich, im Unterſchied von jenem Schreiben, einen recht freundlichen

Ton gegen Friedrich an, und zugleich ſtellte Leo dieſem huldvoll die goldene Roſe in Ausſicht.

Wegen Luthers kam Cajetan mit dem Kurfürſten dahin überein, daß Jener jetzt ſelbſt vor ihm in Augsburg ſich ſtellen ſollte. Trotz jener päpſtlichen Warnung ließ Friedrich dem Angeklagten auch für die Reiſe dorthin wieder ſeine perſönliche Fürſorge angedeihen: er ſelbſt ſchrieb nach Nürnberg an den ihm befreundeten, jetzt dort wohnhaften Juriſten Scheurl und den angeſehenen Herrn Anton Tucher, daß Scheurl mit Erlaubnis des Magiſtrates „unſeren lieben andächtigen Dr. Martinus Luther" nach Augsburg begleiten möge, wohin dieſer reiſe, um der wider ihn vorgebrachten „Beſchwerung mit Gottes Hilfe ſich zu entledigen". Auf der Reiſe dorthin predigte Luther unterwegs vor dem fürſtlichen Hof in der Schloßkirche zu Weimar — jeder Beziehung auf den Streit ſich enthaltend.

Vom 13.—15. Oktober verhandelte Cajetan in Augsburg mit Luther.

Es ging aber dort, wo der Kurfürſt immer noch Hoffnungen des Friedens hegte, wie bei allen den großen Auseinanderſetzungen Luthers mit ſeinen Gegnern: er ſah ſich, während der Legat einfachen Widerruf forderte, nur zu noch ſchärferem Zeugnis für die von ihm behauptete Wahrheit genöthigt. Sein Schirmherr mußte dann zu immer bedeutſameren Entſcheidungen über die eigene Stellung in dem ſchweren Handel ſich entſchließen.

Schon auf der Rückreiſe aus Augsburg, das er auf die Warnung ſeiner Freunde wie ein Flüchtling verlaſſen

hatte, bekam Luther durch Spalatin Kenntnis von einem päpſtlichen Breve, wonach Cajetan ſofort ihn als Ketzer feſtnehmen ſollte und alle ſeine Anhänger zu excommunicieren ermächtigt war. Er dagegen faßte jetzt einen öffentlichen Bericht über ſeine Verhandlung mit Cajetan ab und appellierte feierlich vom Papſt an ein chriſtliches Conzil. Cajetan richtete an den Kurfürſten die „Mahnung und Bitte", um ſeiner Ehre und ſeines Gewiſſens willen den Mönch, der trotz väterlichen Verfahrens mit ihm ſeine Irrtümer anzuerkennen und mit der allgemeinen Kirche recht zu denken ſich weigere, entweder nach Rom zu ſchicken oder wenigſtens aus ſeinen Landen auszutreiben.

Luther ſelbſt war bereits entſchloſſen, ins Ausland zu gehen, wollte nur etwa noch die förmliche Bannbulle, die gegen ihn ergehen mußte, abwarten. Unter den katholiſchen Ländern ſchien Frankreich wegen der freieren Stellung, welche ſeine Kirche und namentlich die Pariſer Univerſität zu Rom einnahm, und wegen der Gunſt ſeines Königs für Erasmus und den Humanismus etwa noch eine Stätte für ihn darzubieten. Ueberdies konnte er ja zu den Huſſiten nach Böhmen flüchten. Der Weggang ſchien ihm namentlich wegen des böſen Scheines Pflicht, der um ſeinetwillen auf ſeinen Fürſten falle. In einem Schreiben an Spalatin erinnerte er dieſen, welch ein Wagnis es ſchon ſei, den Brief eines Verfluchten und Excommunicierten zu leſen.

Friedrich hätte in ſeiner Vorſicht gerne noch jener Veröffentlichung Luthers (der Augsburger Acta) Einhalt gethan. Als ſie erſchien, waren wenigſtens acht Zeilen derſelben,

ohne Zweifel auf ſeinen Befehl, mit Druckerſchwärze überzogen: es ſtand dort, wie das einzige noch vorhandene ungeſchwärzte Exemplar zeigt, nur eine einzelne, perſönlich verletzende Aeußerung über das oben erwähnte päpſtliche Breve an Cajetan, das übrigens Luther gar nicht für echt wollte gelten laſſen. Das ſachlich Gewichtigſte ließ der Fürſt, wenn auch ungern, doch durchgehn.

An Cajetan erließ der Kurfürſt am 8. Dezember die Antwort: er ſei von ganzem Herzen bereit, die Pflicht eines chriſtlichen Fürſten zu erfüllen, und mit Gottes Hilfe für ſeine Ehre und ſein Gewiſſen wohl bedacht. Aber er könne nicht finden, daß Luther der Ketzerei ſchon überführt ſei. In Augsburg habe man ihn laut ſeines Berichtes ohne eine genügende Unterſuchung ſeiner Sache zum Widerrufe nöthigen wollen. Er, der Kurfürſt, habe von der großen Menge gelehrter Männer in ſeinen Landen und auch auf andern Univerſitäten bis jetzt keine Sicherheit darüber bekommen können, ob Luthers Lehre unchriſtlich ſei, — nur einige Leute ausgenommen, die aus perſönlichen Intereſſen und namentlich aus Geldintereſſen Jenem, deſſen Gelehrſamkeit ihnen hiefür nicht nützlich geweſen ſei, ſich entgegengeſetzt, die erforderlichen Beweiſe aber noch nicht gegen ihn geführt haben. So lange Luther alſo nicht überwieſen ſei, könne er ihn nicht austreiben oder nach Rom ſchicken. Er dürfe ſeiner anerkanntermaßen chriſtlichen Univerſität dieſen Schaden nicht anthun. Luther erbiete ſich aber, dem Urteil einiger Univerſitäten an ſicherem Orte ſich zu ſtellen, und ſo wünſche auch er, daß Jenem die Irrtümer

dort nachgewieſen würden und daß er ſelbſt von dort her Kenntnis bekäme, warum derſelbe ein Ketzer ſein ſolle. Er ſelbſt möchte ja nicht in Irrtümer hineingezogen und nicht ungehorſam gegen den heiligen apoſtoliſchen (d. h. päpſtlichen) Stuhl erfunden werden.

Dennoch ſehen wir Friedrich eben jetzt ſchwanken, — dem Gedanken Raum gebend, ob er nicht doch Luther abziehen laſſen ſollte, wie dieſer ſelbſt dazu bereit war. Und wir müßten uns mehr wundern, wenn er dies nicht gethan hätte, als wenn ers that. Oder konnte er denn wirklich bei dem, was er für Luther bei Cajetan geltend machte, ſich ſelbſt beruhigen, ſo lang er noch einfach auf demjenigen hergebrachten, kirchlich frommen Standpunkt beharrte, der ihm bis ins reifſte Mannesalter ſicher dünkte? Mochte man auch von dieſem Standpunkt aus über die Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit mancher Sätze Luthers noch ſtreiten: Luther ſelbſt hatte ja doch erkannt und anerkannt, daß wichtige Lehren, die er angreife, in der Kirche der letzten Jahrhunderte und der Gegenwart allgemeine Geltung beſaßen, und hatte namentlich das offen ausgeſprochen, daß die höchſten kirchlichen Autoritäten die entſcheidende Autorität in Glaubensſachen für ihn nicht mehr hätten, daß Päpſte und Conzilien irren können und man ihnen das Zeugnis der heiligen Schrift entgegenſtellen dürfe und müſſe; ſoeben hatte er vor Cajetan in Augsburg eine auf den Ablaß bezügliche päpſtliche Bulle abgewieſen, die in der Kirche allgemein anerkannt war. Wer erſt noch unterſucht haben wollte, ob Luther deshalb ein Ketzer heißen ſollte,

der mußte ſelbſt ſchon auf jenem Standpunkt wankend geworden ſein, er konnte unmöglich mehr in dem ſonſt allgemein üblichen Sinne „dem heiligen apoſtoliſchen Stuhle gehorchen“. Andererſeits — wie weit war Friedrich hierüber ſich ſelbſt ſchon klar geworden? Und wie weit durfte er dann als Fürſt gehen, wie weit für ſich und ſeine Univerſität Verantwortung auf ſich laden? Wir müſſen dieſe ſeine Lage viel mehr, als man es meiſt zu thun pflegt, uns vergegenwärtigen, um ſein Verhalten zu begreifen und zu würdigen. Welch ſchwere Ueberlegungen mußten damals in der Stille bei dem Alles wohl erwägenden, bedachtſamen, fromm gewiſſenhaften deutſchen Fürſten vor ſich gehen!

Gleich nachdem er jenes Antwortſchreiben an Cajetan gerichtet hatte, ließ Friedrich Luther zu einer Beſprechung der Sache mit Spalatin nach ſeinem Schloſſe Lichtenberg kommen. Als Luther dort jene Abſicht ausſprach, rieth er nur, damit nicht zu ſehr zu eilen. Jetzt erſchien bei ihm der päpſtliche Kammerherr und ſächſiſche Edelmann Karl von Miltitz, den der Papſt dazu auserſehen hatte, ihm die goldene Roſe zu überbringen und ihn zu Luthers Auslieferung zu bewegen. Auch gegen ihn äußerte er ſich bereit dazu, dieſen im Einverſtändnis mit ihm ſelbſt ziehen zu laſſen. Doch das fand jetzt gerade Miltitz bedenklich. Er fürchtete, Luther möchte anderswo eine Stätte finden, wo er noch viel heftiger und gefährlich agitieren würde; ein Gutachten der kurfürſtlichen Räte ſagt von Miltitz, daß er ſelbſt „gebeten, Seiner Kurfürſtl. Gnaden wollt Jenen nit weg laſſen kommen, denn er mocht an andern

Orten die Sach weitläufiger und beſchwerlicher machen, denn unter Sr. Kurf. Gn. beſchehen.“ Indem er, zumal beim Bevorſtehen der Kaiſerwahl, den Kurfürſten zart behandeln und ſo aufs Begehren einer Auslieferung Luthers ganz verzichten mußte, hoffte er dieſen grade mit Hilfe ſeines Landesherrn wenigſtens zum Schweigen bringen zu können. Luther ſagte auch das Schweigen zu; dieſes ſollte beiden Theilen auferlegt und inzwiſchen die Unterſuchung des ganzen Handels dem Erzbiſchof von Trier, einem Freunde Friedrichs, übertragen werden. Ob der Papſt dieſes Uebereinkommen ſeines Geſandten genehmigen werde, ſtand noch dahin.

Hiermit aber war nun bei Friedrich jener Gedanke an Luthers Entlaſſung, ſo weit wir ſehen, für immer abgethan, während doch das von ihm noch gewünſchte Schweigen ſich alsbald unmöglich zeigte und im fortgeſetzten Streit der Gegenſatz ſeinen Höhepunkt erreichte. In ſeinen offiziellen Erklärungen blieb er weſentlich bei der Haltung, die er in jenem Brief an Cajetan angenommen hatte. In ſeinem Innern müſſen Luthers Zeugniſſe nur immer feſteren Boden gewonnen haben.

Beſonders bedeutſam ſind für uns Worte, mit welchen Luther damals (am 27. März 1519) ſeinem Kurfüeſten den Anfang einer Pſalmenauslegung öffentlich dediziert hat. Er könne, ſagt er dort, ſich nicht Anderen zur Seite ſtellen, die durch eine ſolche Widmung ſich einen hohen Patron gewinnen oder ihn durch ihren eigenen Namen und Ruhm verherrlichen dürften. Denn ſeine eigenen Leiſtungen ſeien zu

geringe; wiſſe er doch aus der heiligen Schrift, wie furchtbar verantwortungsvoll es ſei, in der Kirche Gottes ſich hören zu laſſen, auch halte ihn Nichts an dieſem Dienſte des Wortes feſt, als der göttliche Wille. Und zu Friedrichs Preis habe er von ſich aus Nichts beizubringen. Jedermann wiſſe ja ſchon, was dieſer in Wittenberg für die Wiſſenſchaften gethan; hier triumphiere jetzt die reine Theologie Chriſti; Alles blühe unter ſeinem Schutze. Ganz beſonders aber dankt ihm Luther für die Wohlthaten, die er ihm ſpeziell erwieſen. Wie viel Mühen, Sorgen, Aufwand und Gefahren habe der ihm aus dem Ablaß erwachſene ungeheuerliche Handel ſeinen Landesherrn gekoſtet! Dieſer habe viel mehr um ihn geſorgt, als er ſelbſt, der unbedacht die Würfel geworfen habe. Er habe wohl gehofft, von ſeinem Lehramt weg ſich in einen ſtillen Winkel zurückziehen zu dürfen, und ſei bereit geweſen, zu leiden, was die Gegner in brennendem Eifer ihm zudachten; die hilfreiche Gunſt ſeines Fürſten ſei ihm zur Seite geblieben und habe in Nichts nachgegeben. Daneben redet Luther ehrerbietig vom Papſt, aber in der Weiſe, daß er Leo's Verfahren gegen ihn auf die Lügen und Verleumdungen Anderer zurückgeführt haben will. Dann erzählt er dem Kurfürſten, was ihm Staupitz einſt aus einer Unterredung mit dieſem mitgeteilt habe. Hiernach äußerte damals Friedrich in einem Geſpräch über Predigten: diejenigen, welche aus klugen und feinen menſchlichen Einfällen und Ueberlieferungen beſtehen, bleiben doch immer merkwürdig kalt und wirkungslos, denn auch den ſcharfſinnigſten menſch-

lichen Gedanken könne man immer wieder mit einem andern umstoßen; die heilige Schrift allein rede mit einer solchen Majestät und Kraft auch ohne unser Dazuthun, daß sie einem das Bekenntnis abnötige: Nie hat ein Mensch so geredet, das ist Gottes Finger, denn er lehrt nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer, sondern wie Einer, der Macht hat. Und als Staupitz ihm freudig zustimmte, reichte ihm Friedrich die Hand mit den Worten: „Versprich mir, daß du immer so denken wirst." Diese Geschichte, schreibt Luther, habe ihn ganz in Liebe zu seinem Fürsten hingerissen. Und was dieser von den menschlichen Gedanken und Einfällen gesagt, das sehe man ja im Uebermaß bei dem kläglichen Treiben der alten und neuen Scholastiker.

Oeffentlich sprach so Luther von seinem Kurfürsten und über ihn, — ohne Scheu davor, daß er ihn hiermit als Freund seiner eigenen Theologie hinstelle, — zugleich mit mächtigem Wort ihn bei der Verehrung für die heilige Schrift im Gegensatz gegen alles Menschenwesen festhaltend. Und der Fürst ließ die Dedikation sich gefallen und laut in die Welt hinausgehen.

Wie Friedrich an solchen Publikationen Luthers nicht bloß selbst sich freute, sondern gern auch andern damit eine Freude machte, zeigt uns eine alte Notiz aus der Stadt Grimma. Als Friedrich dort im Jahre 1519 die Karwoche und Ostern wieder in der Stille zubrachte, fand er beim Prior Wolfgang Teschau, seinem dortigen Beichtvater, ein Buch mit einer Predigt Luthers; er kaufte das Buch zu einem schönen Preis, um es einem Andern zu schenken.

Inzwiſchen flammte das Feuer, das Miltitz im Einverſtändnis mit Friedrich zu dämpfen meinte, neu auf. Ja ſchon während er jenen Verſuch mit ſcheinbarem Erfolg machte, that andererſeits Luthers Hauptgegner Eck das Seinige, um dieſen in eine Disputation mit hineinzuziehen, die in Leipzig öffentlich abgehalten werden ſollte und durch neue Streitſchriften vorbereitet wurde. Sie fand ſtatt vom 27. Juni bis 16. Juli 1519.

Das wichtigſte Ergebnis der Disputation für die Entwicklung des reformatoriſchen Kampfes war, daß Luther ſich zu gewiſſen Sätzen des in Conſtanz verbrannten Hus zu bekennen wagte, welche das Conſtanzer Conzil ausdrücklich als ketzeriſch verdammt hatte. Er ließ hiermit auch diejenige kirchliche Autorität nicht mehr gelten, welche die Gegner der päpſtlichen Allgewalt in der katholiſchen Kirche eben jener als die höchſte entgegengeſtellt haben wollten, nämlich eben die der allgemeinen Conzilien.

Zu gleicher Zeit verſchwand für den Papſt der Hauptgrund, um des willen er immer noch beſondere Rückſichten auf Kurfürſt Friedrich genommen und vermöge ſolcher Rückſicht im Verhalten gegen Luther ſich Zügel angelegt hatte. Denn gerade in den erſten Tagen jener Disputation wurde die Kaiſerwahl vollzogen, für welche er den Kurfürſten ſeinen Abſichten günſtig zu ſtimmen bemüht war. Karl V. war gewählt. Jene Rückſichten hatten weiterhin keinen Sinn mehr. Der äußerſte Schritt gegen Luther, nämlich der förmliche Bannfluch über ihn, ſtand in naher ſicherer Ausſicht.

Für des Reformators Geiſt und Wort brach damit

vollends die Zeit der gewaltigſten, ſtürmiſch fortſchreitenden Erhebung und zugleich der tiefſten und reichſten Entfaltung an.

In jenem Jahr erſchien namentlich noch eine Reihe von Sermonen, worin er diejenige Buße lehrte, welche wahrhaftig Vergebung der Sünden gewinne, das Sakrament des Altars, zu welchem kein Meßopfer gehöre und wo den ſogenannten Laien der Kelch, den die römiſch-katholiſche Kirche ihnen verſagte, gereicht werden müſſe, von Bedeutung und Recht des Bannes, der einen Unſchuldigen nimmermehr von der innern Gemeinſchaft mit dem Heiland ausſchließen könnte, u. ſ. w. Das folgende Jahr brachte die Schriften, die man mit Recht als die reformatoriſchen Hauptſchriften zu bezeichnen pflegt. Hauptſchrift war an ſich und vollends für einen Fürſten wie Friedrich ganz beſonders die „an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation“: mit ihrem Zeugnis vom allgemeinen Prieſtertum der Chriſten, mit ihrer Darlegung der ſchweren kirchlichen Schäden und Aergerniſſe, mit ihrem Aufruf an die Träger der weltlichen Gewalt, daß ſie da als Mitchriſten und Mitprieſter in der Not mithelfen, um vor Allem ein recht freies Conzil zuſammenzubringen, ſchließlich auch mit der Belehrung an die von den Päpſten „genarrten“ Deutſchen, daß ſie ihr Kaiſertum nicht etwa der Gunſt der Päpſte verdanken müßten, weil dieſe es den griechiſchen Kaiſern abgenommen und an die deutſche Nation gebracht hätten, daß vielmehr das rechte römiſche Reich längſt teils durch die Gothen, teils durch die Türken zerſtört ſei

und die Deutſchen ihr Reich vielmehr als ein von Gott ihnen verliehenes anzuſehen und demgemäß chriſtlich zu führen haben.

Daneben behielt Luther Zeit, Kraft und lebhaften inneren Trieb zu poſitiven, bibliſchen, praktiſchen, auch ganz friedlich gehaltenen Ausführungen von Gottes Heilsweg und vom rechten Leben im Heilsſtand, — ſo in Predigten, bibliſchen Vorleſungen, erbaulichen Schriften. Auch trägt eben auch unter jenen reformatoriſchen Hauptſchriften eine, nämlich die von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen, in Inhalt und Darſtellung ſelbſt ganz den Charakter eines unmittelbar aus dem tiefſten innern Quelle ſtrömenden, rein poſitiven, freudigen, lebendigen Erguſſes.

Aber wo man ihm das Wort der Wahrheit verbieten und gar mit bloßen Machtſprüchen und äußerer Gewalt erdrücken wollte, da riß es ihn zu Entgegnungen fort, die ſich keine Schranken mehr ſetzen ließen. So brach er im Februar 1520 auch gegen einen deutſchen Biſchof, den von Meißen, los, als dieſer ſeinen Sermon, worin er den Kelch für die Laien gefordert, durch ein Dekret mit Beſchlag belegte. Für ſeinen Gönner Friedrich mußte dies beſonders unerwünſcht ſein: es war der erſte Fall, daß auch ein deutſcher Kirchenfürſt offiziell gegen Luther einſchritt, und dazu nun derjenige zu welchem Friedrich als Landesherr die engſte Beziehung hatte.

Die päpſtliche Bannbulle über Luther, ſchon am 15. Juni ausgefertigt, erſchien endlich in Deutſchland und den ſächſiſchen Landen gegen Ende Septembers. Sie trug den

claſſiſchen päpſtlichen Stil in geſteigertem Tone, Gott anflehend, daß er ſeinen Weinberg ſchütze vor dem Eber, der ihn zerwühle, dem wilden Tier, das ihn abweide, — Gott zum Zeugen anrufend für alle die väterliche Liebe, welche bei dieſem verſtockten Ketzer vergeblich geweſen ſei, — ſchließlich nicht bloß ihn, ſondern auch alle ſeine Gönner mit der verdienten Strafe bedrohend. Luther antwortete mit einer Schrift „wider die Bulle des Antichriſts", mit der erneuten Appellation an ein Conzil, und weiter am 10. Dezember mit der feierlichen Verbrennung der Bulle, die das ewige Feuer verzehren möge, weil ſie den Heiligen des Herrn (d. h. Chriſtum) betrübt habe.

Inzwiſchen hatten um den Anfangs ganz vereinzelten Zeugen und Streiter ſchon begeiſterte Schaaren von Schülern und von Mitſtreitern in der deutſchen Nation ſich erhoben. Kräftige adelige Herrn, vornehmlich Sickingen, boten ihm auch äußeren Schutz an. Die Bewegung und Erſchütterung ging allmählich durch alle Schichten unſerer Nation.

Dem allen gegenüber behauptete nun Friedrich eine gleichmäßige, ruhige Haltung und Zurückhaltung, wie ſie nur einem Fürſten von ſeiner eigentümlichen Geiſtesart und zugleich Geſinnung möglich war. Gleich blieb er ſich auch in den offiziellen Aeußerungen, denen er ſich doch nicht entziehen konnte; er behielt in ihnen weſentlich dieſelbe Stellung, wie ſchon bei jener Antwort an Cajetan 1518; ſie regten zu Fragen an, die gern auch wir noch an ihn richteten, während doch er eines weiteren Eingehens auf ſie ſich gefliſſentlich enthielt.

Die Leipziger Disputation mußte ihm ſehr unerwünſcht ſein, wir hören jedoch von keinem Verſuch, den er gemacht hätte, Luther von ihr abzuhalten. Mit Spannung wartete er auf Berichte über ihren Verlauf; in den Vorkehrungen, um ſolche ſchnell zu bekommen, war etwas verſäumt worden; er befand ſich ja damals in Frankfurt bei der Kaiſerwahl. Durch jenen Verlauf ließ er in ſeiner Stellung zu Luther ſich nicht beirren. Er hatte auch zur Zeit der Disputation mit Miltitz über eine Vernehmung Luthers durch den Erzbiſchof von Trier noch weiter verhandelt und auch nachher noch die Verhandlung fortgeſetzt, indem Miltitz nicht weniger nach Ruhm eigenen Erfolges in dieſem Handel, als Friedrich nach einer friedlichen Beilegung desſelben begehrte. Als aber Miltitz ſelbſt Luther zum Erzbiſchof bringen und Luther auch hierauf mit Zuſtimmung ſeines Fürſten eingehen wollte, erklärte Friedrich vielmehr wieder, er ſolle im ſichern Wittenberg bleiben.

Ueber jenen Sermon, in welchem Luther den Abendmahlskelch für die Laien forderte und ſo jenes Dekret des Meißener Biſchofs hervorrief, entſetzte ſich auch Friedrichs Vetter, Herzog Georg von Sachſen. Er ſchrieb an Friedrich: er, der älteſte, chriſtliche Kurfürſt, möge doch nicht durch eine Duldung ſolch huſſitiſcher, böhmiſcher Ketzerei ſeinen Landen und der ganzen Chriſtenheit ſchaden. Friedrich aber lehnte wieder, wie in anderer Weiſe dem Cajetan gegenüber, ein Einſchreiten ab, weil das nicht ſeine Sache ſei. Hier berief er ſich darauf, daß ja ſchon päpſtliche Commiſſäre damit beſchäftigt ſeien, und hier wie dort be-

merkte er zugleich, daß er doch von verſtändigen Männern auch andere Urteile über Luthers Lehre höre. Wohl aber mußte Spalatin mit Bezug auf jenes Meißniſche Edikt Luther ſehr angelegentlich vor beleidigenden Ausfällen auf dieſen deutſchen Biſchof warnen, was freilich wenig Erfolg hatte. Auch wurde Luther veranlaßt, Briefe an den Erzbiſchof Albrecht von Mainz und den Biſchof von Merſeburg zu richten, um ſie zu verſichern, daß er Belehrung anzunehmen bereit ſei, und ſie um unbefangene Prüfung ſeiner Sache zu bitten: das that er in Ehrerbietung, übrigens mit würdigem, feſtem Ausdruck ſeiner eignen Ueberzeugungen. Sein Kurfürſt hoffte ohne Zweifel, wenigſtens in Deutſchland bei hohen kirchlichen und weltlichen Herrn noch einen Boden für eine ruhige Beurteilung und Schlichtung der Streitfragen finden zu können, ſo wenig dafür von Rom her zu hoffen war.

Von Rom her erſchien nun auch ſchon die ganze Wittenberger Univerſität und Friedrich ſelbſt ſchwer bedroht. Dieſer ſchickte deshalb kurz nach Oſtern Spalatin nach Wittenberg, um für alle Fälle mit den dortigen Juriſten ſich zu beſprechen. Aus Rom ſelbſt erhielt er nach Anfang Juli's von dem dort befindlichen ſächſiſchen Edelmann von Teutleben und von einem befreundeten Kardinal, Raphael Riario, die dringendſten Warnungen. Er antwortete nach reiflicher Ueberlegung erſt mehrere Wochen nachher, während ohne Zweifel er es war, durch welchen in derſelben Zeit Luther nun auch beſtimmt wurde, den Kaiſer in einem Briefe, der dem Spalatin zur Correktur vorgelegt war, um Schutz anzuflehen.

Da wiederholte denn Friedrich dem Cardinal gegenüber ſeine Erklärung, daß er es nimmermehr ſeine Sache ſein laſſe, Luthers Schriften oder Predigten zu ſchützen, und ſeine Verſicherung ſteten Gehorſams gegen die heilige katholiſche Kirche — übrigens ohne wieder den „heiligen apoſtoliſchen Stuhl" (oben S. 39) hiebei zu nennen. Wieder ſagte er von Luther, daß dieſer billigen, unverdächtigen Richtern ſich ſtellen werde, und verwies auf den Auftrag, den, wie er höre, der Erzbiſchof von Trier in dieſer Sache erhalten habe.

Gleiches ſchrieb er an Teutleben, fährt dann aber in ſeinem Brief an ihn fort, er wolle mit ihm, welchem er durchs gemeinſame Vaterland verbunden ſei, ein wenig freier reden. Ihm ſtellt er dann vor, wie jetzt in Deutſchland die Stimmung ſei, wo bei vielen trefflichen, weiſen Männern eine reiche Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft blühe und wo jetzt auch die Laien die heilige Schrift treiben und zu ihrem Verſtändnis kommen. „Hier", ſagt er (lateiniſch, wie im ganzen Brief), „hier hat Luthers Lehre ſo weit Wurzeln getrieben, daß, wenn man ihn nicht mit wahrhaftigen und feſten Beweisgründen und klaren Zeugniſſen der heiligen Schrift widerlegt, ſondern gegen ihn nur mit den Schrecken der kirchlichen Gewalt vorgeht, die Sache nicht ohne die heftigſten und verderblichſten Unruhen ſcheint ablaufen zu können." Die Worte von den Beweisgründen und Schriftzeugniſſen klingen merkwürdig zuſammen mit denen des Reformators ſelbſt in Worms am 18. April des nächſtfolgenden Jahres: „Es ſei denn,

daß ich durch Zeugniſſe der Schrift oder durch helle Gründe widerlegt werde, — ſo bin ich überwunden durch die von mir angeführten heiligen Schriften und mein Gewiſſen iſt gefangen in Gottes Wort.“ Was aber hat Friedrich beſtimmter dabei gedacht, indem er eine ſolche Widerlegung forderte? Wie ſollte feſtgeſtellt werden, ob eine ſolche wirklich erfolgt ſei? wie auch er ſelbſt ein Urteil darüber ſich bilden? Mußte nicht doch hiefür noch irgend ein höchſtes kirchliches Tribunal anerkannt, und wie ſollte dann die „Unverdächtigkeit“ der dort Richtenden nachgewieſen werden? Oder wollte Friedrich für Luther volle Freiheit haben, ſich nach dem eigenen Gewiſſen überwunden zu geben oder nicht? wollte er auch ſein eigenes Urteil darüber, ob derſelbe wirklich überwunden ſei, ſchließlich nach ſeinem eigenen beſten Wiſſen und Gewiſſen ſich bilden? Ohne Zweifel hatte Friedrich die ſchwerwiegenden Worte ſelbſt noch nicht klar ſo weit durchdacht. Was ihn aber zu ihnen drängte, war jedenfalls der tiefe, innerſte Eindruck von Wahrheit, den er aus Luthers Predigt empfangen hatte, die eigene Gewißheit davon, daß dieſe Wahrheit noch nicht widerlegt ſei, und das religiöſe, gewiſſenhafte Verlangen darnach, daß hier die echte, reine, evangeliſche Wahrheit Beſtand behalte. Wir gedenken bei ſeinem Eifer um dieſe Wahrheit einer Erzählung Spalatins: als ein Glanz vom Evangelium angegangen war, habe der Kurfürſt einmal gegen ihn geäußert, „er hätt's allwegen dafür gehalten, es ſollten die Sachen des Glaubens ſo rein ſein als ein Aug'“.

Während Friedrich ſo jede eigene Teilnahme an den Luthern mit Recht oder Unrecht vorgeworfenen Ketzereien abwies und nur eben ordentliches Recht ihm ſichern wollte, wurde ſeine perſönliche Beziehung zu dem Verketzerten, ſtatt daß er auf ſie verzichtet hätte, vielmehr ſichtlich nur noch enger. Dankbar nahm er von ihm die Auslegung des göttlichen Wortes, das neu durch Luther verkündete Zeugnis von Gottes freier Gnade, an, während Luther ſeinerſeits den eigenen warmen Dank gegen ſeinen Schutzherrn eben durch ſolche Gabe abzuſtatten bedacht war. Nur handelte es ſich hiebei für Beide weſentlich eben um die poſitiven, lebendigen, praktiſchen Zeugniſſe von den evangeliſchen Grundwahrheiten. Das Urteil über die Conſequenzen, welche Luther gegen bisher allgemein anerkannte kirchliche Bräuche und Ordnungen zog, mochte der Kurfürſt ſich noch offen halten, ja er hielt dieſe Fragen ſich überhaupt noch möglichſt ferne.

Wir erwähnten ſchon oben, wie Luther im März 1519 ihm eine Pſalmenauslegung gewidmet hat, — eine Arbeit, die dann lange noch weiter ſich hinzog. Seine Auffaſſung der chriſtlichen Heilslehre hatte er am beſtimmteſten und kräftigſten in ſeiner zur gleichen Zeit erſcheinenden Auslegung des Galaterbriefes darzulegen. Auch mit ihr wünſchte er zugleich ſeinem Fürſten gedient zu haben. Er brachte das dieſem ſelbſt gegenüber im Mai des Jahres zu eigentümlichem Ausdruck. Die ihm längſt zugeſagte „Kappe“ (oben S. 30) war nämlich noch nicht angelangt. Da erinnerte Luther in ſeiner alten gemütlichen Weiſe den Fürſten

daran, während wohl der Rat Pfeffinger Geschäfte halber oder wegen seiner Langsamkeit im Geldausgeben es verzögert habe. Er bat aber jetzt um zwei Kappen, eine weiße und eine schwarze, und motivierte dies: „Auf diese Notdurft bitt ich nun noch demütig, so der Psalter eine schwarze Kappe verdienet, wollt Euer Fürstl. Gnaden den Apostel auch eine weiße verdienen lassen".

Kurz vorher vernehmen wir auch von einer durch Spalatin an Luther gerichteten Bitte Friedrichs selbst, ihm eine Bibelstelle auszulegen, nämlich Jesu Wort Joh. 6, 37—40: „Alles, was mir mein Vater giebt, kommt zu mir u. s. w." Die Bitte erinnert uns an die Aeußerung Spalatins über seinen Fürsten, daß er gar gern in Gottes Wort gelesen, namentlich die Evangelien durchlesen, die Sprüche Jesu allen andern vorgezogen und ganz besonders Jesu Wort „ohne mich könnt ihr Nichts thun" (Joh. 15) meisterlich zu führen verstanden habe. Luther schickte ihm eine sehr eingehende Auslegung und zwar, wie auch jene Auslegung der Psalmen und des Galaterbriefs, in lateinischer Sprache.

Im Sommer jenes Jahres lag Friedrich nach seiner Rückkehr von Frankfurt, wo die Kaiserwahl stattgehabt, längere Zeit schwer krank; deshalb verfaßte Luther, von Spalatin darum angegangen, für ihn eine längere Trostschrift (er schrieb sie lateinisch, Spalatin verdeutschte sie dem Fürsten): eine rein und tief erbauliche Schrift, und doch auch sie nicht ohne einen bedeutsamen polemischen Wink in ihrem Titel. Luther betitelte sie nämlich „Tessa-

radecas consolatoria", d. h. tröſtliche Vierzehen: wie man in der katholiſchen Kirche vierzehn Heilige zu beſonderen Nothelfern gemacht hatte, zu denen man betete und bei denen man Troſt ſuchte, ſo wollte dagegen er ſeinem Fürſten vierzehn rechte göttliche Tröſtungen vorführen. Auf Spalatins Antrieb ließ dann Luther dieſe Schrift auch drucken. Friedrich nahm dieſelbe ſo freundlich auf, daß Luther, wie er ſagt, „einen Mut ſchöpfte", eine andere Schrift den „Sermon von den guten Werken", ſeinem Bruder Johann zuzueignen, weil ja wohl, „wie das fürſtliche Geblüt, ſo auch der fürſtliche Mut in gnädiger Sänfte und Gutwilligkeit gleich und eins ſei".

Um dieſelbe Zeit, wo Luther jene Schrift an ſeinen Fürſten gehen ließ, forderte dieſer ihn durch Spalatin auf, eine Poſtille zu ſchreiben, d. h. die kirchlichen Abſchnitte der Evangelien und apoſtoliſchen Briefe für die Kanzel auszulegen. Ein ſolches Werk ſollte zunächſt den Geiſtlichen dienen, wurde ſo auch in lateiniſcher Sprache von Luther begonnen; nachher erwuchs auf dieſem Grunde ſeine Kirchenpoſtille. Friedrich, dem Luther die Anfänge des Werkes (im März 1521) widmete, hatte, wie Luther in dieſer Widmung ſagt, die vortreffliche Abſicht, ihn von den ſtürmiſchen biſſigen Streitſchriften zu heiligen, friedlichen Studien wegzurufen, und Luther ſelbſt dankt Gott dafür, zu einem ſolchen Werke des Friedens ſich gürten zu dürfen. Aber Gegenſtände des Streites waren auch hier für ihn unvermeidlich. Mußte er doch, wie er in der Zuſchrift weiter bemerkt, mit ſeiner ſchlichten und reinen Auslegung

des evangeliſchen Sinnes den ſo weit verbreiteten albernen Gloſſen, Träumereien und Fabeln Anderer entgegentreten.

Wir hören auch wiederholt davon, daß der Kurfürſt Schriften Luthers wohlgefällig an Andere weitergab. So dankt ihm ſein Bruder Johann in einem uns noch erhaltenen Brief aus dem Januar 1520 „ganz freundlich" für ein ihm zugeſchicktes „Büchlein, welches Martinus gemacht"; es war wohl ein jener Troſtſchrift noch vorangegangenes. Und nach Briefen Friedrichs an Johann aus dem Auguſt dieſes Jahres ſandte er ihm „Dr. Martinus Büchlein, ſo viel ich der itzunder neue habe", wie denn Johann ihm den Wunſch ausſprach, Alles, was jener mache, zu bekommen. Dazu bemerkt er über Luther (am 13. Auguſt): „Ich beſorge, ſie werden mir den Mönch vertreiben, denn ſie wollen ihn, als man ſagt, bannen und alle die ihm anhängig ſein. Gott füge es zum Beſten".

Sogar von jener Schrift an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation, von welcher Luther ſelbſt bekannte, daß ſie „voll ſei von Freiheit und Ungeſtüm", durfte er ſagen, daß ſie auch ſeinem Hof „nicht ganz misfalle". Und daß er durch ſie wenigſtens nicht Ungnade ſich zugezogen habe, konnte er gleich darauf aus einem neuen fürſtlichen Geſchenk von Wildbret ſehen, wovon er dankend an Spalatin ſchreibt, daß der erlauchteſte Fürſt ihn, den Mönch, damit füttere. Auf dieſelbe bezieht ſich wohl Friedrichs Brief an Johann vom 25. Auguſt: „Eu. Lieb ſchicke ich allhie ein Büchlein, hat Dr. Martinus itzunder gemacht, darinnen E. L. viel ſeltſames Dings finden werden. Der

allmächtig Gott gebe daß es gut werde. Denn wahrlich es kommen Dinge an Tag, die viel Leute verbergen. Der allmächtig Gott verleihe uns armen Sündern, daß wir davon gebeſſert und nicht geringert werden".

Bei dieſen Beziehungen zwiſchen Friedrich und Luther, die durch Spalatin ununterbrochen vermittelt und zugleich gepflegt wurden, möchte es befremden, daß man nie auch von einem perſönlichen Zuſammentreffen Beider Etwas zu hören bekommt. Ein ſolches hat in der That nicht ſtattgefunden, ſo unbegreiflich, ja unglaublich, dies manchen Neueren ſchien. Luther ſelbſt erklärt ſpäter einmal ſehr beſtimmt, wo er aus fremdem Mund Etwas über Friedrich anführt: „Denn ich ſeine Stimm mein Lebenlang nie gehöret, noch ſein Angeſicht geſehen, ohne zu Worms auf dem Reichstage (1521)". Und Spalatin berichtet über Friedrichs Verhältnis zu Luther: „Wiewohl er Nichts mit ihm jemals umging, noch hatt' er ihn gewißlich gnädiglich lieb und wert". Das war nur möglich, wenn Friedrich ein perſönliches Zuſammentreffen und Zuſammenſein abſichtlich vermied. Die Abſicht erklärt ſich aus ſeiner Scheu, denen, welche ihm eine Genoſſenſchaft mit dem Ketzer vorwarfen, noch dieſen weiteren und ganz beſonderen Anlaß zu geben. Möglich, daß er von dem überwältigenden Eindruck, den Luthers Geiſt und Wort vollends bei einem perſönlichen Zuſammenſein machen möchte, auch für die eigene Unbefangenheit und Unabhängigkeit Etwas befürchtete, die er, zumal als Fürſt, in dem ſchweren Handel zu bewahren hatte.

Noch viel befremdlicher muß Einen, der in Friedrichs Lage und Geiſtesart ſich nicht hineinzuverſetzen weiß, die Anhänglichkeit erſcheinen, die er bei aller inneren Teilnahme für die neue evangeliſche Heilspredigt und aller Liebe zum reinen Schriftwort, doch zugleich andererſeits noch für hergebrachte, ihm bisher teure, mit der evangeliſchen Lehre aber nicht mehr vereinbare kirchliche Bräuche und Vorſtellungen bewahrte.

Sie zeigte ſich vornehmlich bei ſeiner Wittenberger Schloßkirche.

Zwar, daß er den Meßgottesdienſt mit dem angeblichen Opfer des Leibes Chriſti nicht abthat, iſt leicht begreiflich. Auf ein praktiſches Vorgehen darin drang auch Luther damals noch nicht.

Wir hören dann weiter, im Auguſt 1519, daß dort zwei Prieſter und acht Chorſänger neu beſtellt wurden für neue, regelmäßige, allwöchentliche Geſänge zu Ehren der Paſſion Chriſti, welche von Seiten Luthers, den Spalatin um ein Gutachten anging, mißbilligt wurden. Luthers Ausſtellungen bezogen ſich jedoch nur auf die Vermehrung trockener und läſtiger äußerer Zeremonien, ohne daß Leute da wären, denen ſie nützen würden. Die Geſänge ſelbſt zeichneten ſich vor den andern im Gottesdienſt üblichen ſchon dadurch aus, daß ſie nur Gott und Chriſtus, nicht mehr Maria und die Heiligen anriefen.

Nur um ſo befremdlicher aber iſt, daß Friedrich nicht bloß bei der Hochſchätzung ſeiner Reliquien und ihrer jährlichen feierlichen Schauſtellung, ſondern auch bei ſeinem

Eifer für die Mehrung dieſes Schatzes unverrückt verblieb. Wir erwähnten oben (S. 29) der Aufträge, die er kurz vor Luthers Theſenanſchlag dem Staupitz deshalb gegeben hatte. Aus dem folgenden Jahre, 1518, wird von einer für ihn beſonders wertvollen Erwerbung berichtet: es war der Arm eines heiligen Friedrich, weiland Biſchofs von Utrecht, der dort ſeit ſieben Jahrhunderten im Grabe ruhte. Als man dieſes feierlich öffnete, um den Arm abzulöſen und herauszunehmen, waren die Gebeine, wie ein dortiger Domherr an Spalatin berichtete, noch wunderbar unverſehrt und der Gruft entquoll ein ſüßer Geruch. Die dortige Bürgerſchaft, welche gegen die Weggabe des Arms proteſtierte, beſchwichtigte der Kurfürſt durch Zuſendung von Reliquien der Heiligen Bonifatius und Willebrod. Im Jahr 1519 brachte ſodann Miltitz auch zwei ſchon aus dem Jahr 1516 ſtammende päpſtliche Bullen, betreffend die Verehrung jener Reliquien und die daran geknüpften Verheißungen; für jede der beiden hatte der Kurfürſt Alles in Allem 700 Goldgulden zu bezahlen. Von Spalatin haben wir noch eingehende amtliche Verzeichniſſe und Rechnungen über den Schatz. Die Zahl der heiligen Partikeln war hiernach im Jahr 1520 auf 19013 geſtiegen, nachdem im letzten Jahr noch 361 dazu gekommen waren; ſtatt der früheren acht waren es jetzt zwölf Gänge. In jenem Jahr erſchien auch noch eine neue gedruckte Ankündigung der dazu verheißenen Abläſſe. Ferner bietet uns das Weimarſche Archiv noch eine reiche Anzahl großer Federzeichnungen dar, welche ähnliche Gegenſtände wie jenes Heiligtumsbuch

vom Jahre 1509 behandeln und zwar faſt lauter ſolche, die dort noch nicht enthalten ſind. Dieſelben ſtammen ſo offenbar aus den darauffolgenden Jahren und waren wohl dazu beſtimmt, einer Fortſetzung jenes Buches zur Grundlage zu dienen. Bei Friedrich waltete hier nicht bloß eine gewiſſe Kurioſitätenſucht fort, ſondern eine Anhänglichkeit an ſeine Heiligtümer, die bei ihm Herzensſache war. So ſchrieb er damals vor ſeiner Abreiſe zur Kaiſerkrönung an ſeinen Bruder Johann: „Morgen will ich, ob Gott will, nach Wittenberg ziehn und meinen Urlaub von allen lieben Heiligen nehmen".

Doch die Treue Friedrichs in dem, was er mit Bezug auf Luther für recht erkannte, ließ ſich weder durch dieſe Anhänglichkeit am Alten, noch durch die zunehmenden Verwickelungen und Gefahren der Gegenwart ins Wanken bringen.

Wir ſtehen an dem Zeitpunkt, wo jene entſcheidende päpſtliche Bannbulle auch an ihn gelangte.

Friedrich war mit ſtattlichem Gefolge auf der Reiſe nach Aachen zu der Kaiſerkrönung Karls V., die auf den 23. Oktober 1520 angeſetzt war, mußte jedoch unterwegs zurückbleiben wegen leiblicher Schwäche und Krankheit. In Köln trug er dann dem neuen, aus Aachen kommenden Kaiſer am Allerheiligenabend bei der Meſſe das Reichsſchwert vor. Am folgenden Sonntag, den 4. November, überreichte ihm dort der päpſtliche Legat Caraccioli, zu welchem der andere Legat Aleander ſich geſellte, ein päpſtliches Breve. Im Namen des Papſtes forderten ſie ihn

auf, entweder ſelbſt an dem gebannten Ketzer die Strafe zu vollziehen oder ihn zunächſt wenigſtens gefangen zu ſetzen, oder aber ſofort ihn dem Papſt auszuliefern und ſeine Schriften verbrennen zu laſſen. Das päpſtliche Schreiben an Friedrich verſuchte diesmal noch mit anerkennenderen, ja ſchmeichelhafteren Worten, als wir bis dahin je von päpſtlicher Seite gegen ihn in dieſer Sache vernommen haben, ihn zu ſolchem Einſchreiten gegen Luther umzuſtimmen. Ja der Papſt ſagt hier, es ſei ihm durch die gewichtigſten Männer bezeugt worden, daß Friedrich, entſprechend ſeiner ausgezeichneten Klugheit, ſeiner Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit und dem Adel ſeines Geiſtes und ſeines ſtets durch treue chriſtliche Geſinnung ausgezeichneten Geſchlechtes allzeit den böſen Anſchlägen Luthers Feind und ihm nie hilfreich, nie günſtig geweſen ſei; lange fährt er mit Lobſprüchen hierüber fort, weiß nicht, ob er in ſolchem Verhalten mehr die Weisheit oder mehr die Religioſität Friedrichs anerkennen ſolle; er wünſcht ſchließlich nur, daß derſelbe auf ſo trefflichen Anfang ein gleiches Ende folgen laſſen und ſich und ſein Geſchlecht von jedem Flecken reinhalten möge. Sein Legat Aleander fügte gleichen ſchönen Worten einen noch ſtärkeren Hinweis auf die Gefahr bei, welche durch Luther wie einſt durch Hus dem ganzen chriſtlichen Gemeinweſen und ſpeziell Deutſchland drohe; ja er erinnerte daran, daß die Griechen das römiſche Reich, das dann an die Deutſchen gekommen, bei ihrem Abfall vom römiſchen Papſte verloren haben.

Friedrich nahm, ehe er antwortete, die Gelegenheit

wahr, auch noch den gleichfalls in Köln anweſenden Erasmus über Luthers Sache zu hören. Dieſer beſtätigte ihm namentlich, daß Luther noch nicht wirklich widerlegt, die Bannbulle eines milden Stellvertreters Chriſti unwürdig, auch bei den Gegnern Luthers großenteils unreine Motive mit im Spiel ſeien, brachte übrigens zu den Hauptgedanken, die uns ſchon bisher bei Friedrich begegneten, Nichts Neues bei.

Friedrich ließ dann ſeine Räte den Legaten eine Antwort geben, die er auch an die Wittenberger Univerſität und nach Nürnberg mitteilte. Sie blieb einfach auf demjenigen Standpunkt, den er ſchon bisher bei gleichem Anlaß eingenommen: der Kurfürſt, ſagte ſie, habe an Luthers Sache keinen Teil, ſei aber auch jetzt noch nicht deſſen vergewiſſert, daß die Schriften desſelben ſo widerlegt ſeien, um das Feuer zu verdienen, und müſſe bitten, daß der bisher gegen ihn eingeſchlagene Weg verlaſſen und ſeine Sache billigen, gelehrten, frommen und unverdächtigen Richtern an einem recht und billig beſtimmten Orte zur Verhandlung übergeben werde. Die Fragen, was zu einer Widerlegung gehören ſolle, welche Gerichte nach dem beſtehenden Rechte die zuſtändigen ſeien, gegen welche man Verdacht hegen oder nicht hegen dürfte u. ſ. w., blieben in der Antwort wieder unberührt. Wir ſtehen hiermit wieder bei den Punkten, wo für Friedrich, wenn er ſo für Luther einzutreten wagte, nicht bloß die ſtreng päpſtlichen, ſondern auch die bisher herrſchenden katholiſch kirchlichen Anſchauungen überhaupt gründlich erſchüttert ſein mußten. Mit Bezug auf

den Richterſtuhl, vor welchen Luther zu ſtellen wäre, entgegnete Aleander den fürſtlichen Räten: ihr Fürſt würde es ja wohl auch ſchwerlich ſich gefallen laſſen, wenn einer ſeiner Unterthanen ſich ſtatt ſeiner den König von Frankreich oder ſonſt einen ausländiſchen Herrſcher zum Richter erwählen wollte.

Weiter hatte Friedrich den Legaten Nichts zu ſagen. Von ihnen äußerte einer gegen Erasmus, ſie werden Jenen ſchon noch kriegen, indem er die Geberde eines mit der Ruthe drohenden Schulmeiſters machte.

Das war der letzte derartige Verſuch des römiſchen Stuhles bei Friedrich gegen Luther.

Die päpſtliche Bannbulle wurde im Kurfürſtentum Sachſen ignoriert. Luther aber erhielt durch Spalatin die Weiſung, die einzelnen darin verdammten Artikel noch in einer beſonderen Schrift zu rechtfertigen. Er that das ſofort lateiniſch und deutſch. Die lateiniſche Bearbeitung dedizierte er einem hochgeſtellten kurfürſtlichen Rat, Fabian von Feilitzſch, als ſeinem „Patron in dem Herrn". Er ſprach in ſeiner Schrift feſt und ſcharf, ja verſchärfte zum Teil ſeine Sätze noch. Friedrich aber war ſichtlich befriedigt. Er ſchickte ſie ſeinem Freund Tucher (vgl. oben S. 36) mit den Worten zu: „Wir haben gnädig Meinung und weil wir Euch für einen guten Lutherer vermerkt, nit unterlaſſen wollen, ein Büchlein zu überſchicken, darin Luther Unterricht thut auf die Artikel, ſo in der päpſtlichen Bullen angezeigt ſein".

Sogar nach Luthers äußerſtem Akt gegen den Papſt,

ſeiner Verbrennung der Bulle am 10. Dezember, wird keine ungnädige Aeußerung Friedrichs gegen ihn laut.

Der junge Herzog Johann Friedrich, der ſeinem Oheim, dem Kurfürſten, ſo beſonders nahe ſtand, fühlte ſich dem Reformator Luther ſchon ſo verbunden, daß er ihn ſeinen geiſtlichen Vater nannte. Luther wollte damals auch ihm, wie zuvor ſeinen Vater Johann und dem Kurfürſten, eine Schrift dedizieren, nämlich eine Auslegung des Lobgeſangs der Maria, die dann im folgenden Jahr als eine ſeiner köſtlichſten Arbeiten erſchienen iſt. Dieſer ſchrieb nun am 20. Dezember an Luther, ſprach ſeine Freude darüber aus, daß er ſich durch die Bulle nicht habe abſchrecken laſſen, und teilte ihm von ſeinem Oheim Friedrich, an den er Luthers halber ſich gewendet hatte, folgende Zeilen mit: „Ich habe Euer Liebe Schreiben, Dr. Martinns Luther belangend, alles Inhalts vernommen und Solches freundlich von E. L. vermerkt; E. L. ſollen auch nit zweifeln, ich will mir die Sache, ſo viel möglich und ſich leiden will, laſſen befohlen ſein".

Noch aber hatten Luther und ſein Kurfürſt der päpſtlichen Entſcheidung gegenüber erſt einer andern entgegenzuſehen, nämlich der des deutſchen Reiches unter ſeinem neuen Oberhaupte. Denn dieſe war, auch wenn man treu an die althergebrachten kirchlichen Anſchauungen ſich hielt, nicht etwa ſchon mit jener notwendig gegeben. Luther hatte an ein Conzil appelliert. Und daß ein Conzil der geſamten, d. h. der abendländiſchen Chriſtenheit eine noch höhere Inſtanz als der päpſtliche Stuhl ſei, das glaubten

bis dahin auch gut katholiſche Chriſten, das behaupteten die großen Konzilien des vorigen Jahrhunderts, dafür war ohne Zweifel auch die große Mehrheit der deutſchen Reichsſtände und deutſchen Nation. Der neue Kaiſer Karl hielt ſich wenigſtens ſeine Stellung zwiſchen den hier obwaltenden verſchiedenen Richtungen frei. Diejenigen freilich, welche, wie Luther und wohl auch Kurfürſt Friedrich, in ihm, dem Enkel Maximilians, einen guten Deutſchen zum Oberhaupt gewonnen zu haben meinten, mußten ſich darin bitter getäuſcht ſehen. Er, der ſpaniſche Monarch, verſtand ſogar das Deutſche ſo ſchlecht, daß er ſich die Beſchlüſſe ſeiner Reichsſtände zu Worms ins Franzöſiſche übertragen laſſen mußte, und in ſeinem politiſchen Verhalten ließ er ſich ganz durch die Rückſicht auf ſeine eigene Herrſchaft, die zunächſt die ſpaniſche war, beſtimmen. Aber eben die politiſchen Intereſſen erforderten für ihn jene Stellung Päpſten gegenüber, die eiferſüchtig, und gar im Bunde mit Frankreich, ſein Machtgebiet bedrohten. Er und ſein Reichstag konnten auch die Endgiltigkeit des bis jetzt über Luther gefällten Urteils beſtreiten und die Berufung eines Conzils für die durch ihn angeregten Fragen fordern.

Friedrich, gegen den der junge Kaiſer gleich in Köln beſonderes Vertrauen und Hochachtung zu zeigen ſchien, ſprach dort ſofort mit den kaiſerlichen Räten wegen Luthers. Er wiederholte auch hier: des Martinus Predigt zu vertreten habe er nie ſich angemaßt; er bitte nur, wider ihn Nichts, ehe er verhört ſei, vorzunehmen, wie denn derſelbe ſich

ſtets erboten habe, „von unparteiiſchen und unverdächtigen Richtern ſich verhören und, wo er mit der heiligen Schrift überwunden wäre, ſich unterthäniglich weiſen zu laſſen". Der Kaiſer ſagte ihm zuerſt wirklich zu, daß er Jenen auf dem Wormſer Reichstag, der im Januar zuſammentreten ſollte, „von gelehrten und verſtändigen Perſonen genügſam verhören laſſen und darob halten wolle, daß ihm kein Unrecht geſchehe". Gleich darauf aber mußte Friedrich dem Kaiſer klagen: „Ich bin berichtet, daß, ſeit bei Eurer Kaiſerlichen Majeſtät ich abgeſchieden, Luthers Bücher unverhört und mit der heiligen Schrift unüberwunden zu Köln, Mainz und ſonſt ſollen verbrannt ſein". Das kränkte ihn auch perſönlich; er fügt bei: er hätte verhofft, daß wenigſtens ſeiner geſchont werde, wenn auch Luther nicht angeſehen werden ſollte. Zugleich beachten wir in jenen Aeußerungen Friedrichs, wie er wieder ganz in Uebereinſtimmung mit Luther ſelbſt für ihn ſchlechtweg eine Ueberwindung durch die heilige Schrift fordert, ohne jede Beziehung auf eine Autorität kirchlicher Ueberlieferung und Satzung.

Auf dem Reichstag, vor den die Sache richtig gebracht wurde, ſchwankten die Verhandlungen erſt. Den Wünſchen Friedrichs gegenüber fragte Aleander, ſeinerſeits ganz richtig, was für ein Gericht denn von dieſem Luther, der die Geiſtlichkeit und kirchliche Theologie Nichts mehr gelten laſſe, noch als unverdächtig werde anerkannt werden. Der Kaiſer wollte dieſen jetzt ſogar ohne Weiteres in die Acht erklärt und feſtgenommen haben.

Feſt und eifrig blieb Friedrich bei ſeiner Meinung; er hatte unter den Kurfürſten wenigſtens den von der Pfalz auf ſeiner Seite. Von ihm, dem ſonſt ſo beſonnenen, bedächtigen Herrn, wußte Aleander gar nach Rom zu berichten, daß er in einer Debatte mit Kurfürſt Joachim von Brandenburg faſt handgemein geworden ſei, wovon freilich von den andern Berichterſtattern keiner Etwas weiß. In Briefen an ſeinen Bruder Johann äußerte ſich Friedrich fortwährend ſehr beſorgt wegen Luthers, gegen den von ſeinen Gegnern beſtändig Rat gehalten und das Schlimmſte beabſichtigt werde. Er verliert aber nie ſeine ruhige, würdige Haltung, auch wenn er von dieſen redet und etwa ſagt: das thun die roten Hütlein und Herrn von Rom mit ihrem Anhang, oder: nicht allein Hannas und Kaiphas ſeien wider Martinus, ſondern auch Pilatus und Herodes. Auch nach dieſen ſchlichten, gemütlichen Briefen an den Bruder liegt ihm nur Alles daran, daß „die Wahrheit an den Tag komme", — daß „Gott die Gerechtigkeit nicht verlaſſe". Dahin vertraut er auch dem allmächtigen Gott: es ſtehe bei Gott, der werde es ſonder Zweifel wohl ſchicken. Im Reichstag beſtand er nur immer darauf, daß Luther wenigſtens gehört und widerlegt werde. Im perſönlichen Verkehr mit fürſtlichen Genoſſen und Gegnern verleugnete er indeſſen auch ſeine eigene Meinung über die verketzerte Lehre nicht. So that er gegen Kurfürſt Joachim, wie dieſer dem Aleander erzählte, die Aeußerung: es dünke ihn ſeltſam, daß unſerm Glauben ſo lange das Licht gefehlt habe, das ihm jetzt Martinus gebracht und das uns zum Leben führe.

Die große Mehrzahl der Reichsſtände wollte dem Papſt, gegen den der Reichstag zu gleicher Zeit eine ſchwere Laſt von Beſchwerden der deutſchen Nation vorzutragen hatte, keinesfalls ſo kurzweg willfährig ſein.

Endlich wurde beſchloſſen, Luther unter ſicherem Geleite kommen zu laſſen, aber nur um ſelbſt von ihm zu hören, ob er die unter ſeinem Namen verbreiteten Schriften anerkenne und ſeine gegen die kirchliche Lehre gerichteten Sätze widerrufen wolle oder nicht. Gönnern Luthers konnte durch dieſen Beſchluß jede Hoffnung abgeſchnitten erſcheinen. Aber was konnten nicht doch unter den Reichsſtänden, ſo wie die Stimmungen und Richtungen hier waren, an ein perſönliches Auftreten Luthers noch für weitere Verhandlungen ſich knüpfen? Der päpſtlichen Bulle war in dem Beſchluſſe gar nicht gedacht. Auch wurde in der an Luther ergehenden Vorladung der vom Papſt ſchon verfluchte Ketzer zu Aleanders Entſetzen noch in der herkömmlichen Weiſe als „Ehrſamer, Lieber, Andächtiger" angeredet. Aleander ſchrieb nach Rom: „Wie das ablaufen wird, weiß ich nicht; Gott gebe, zu einem guten Ende". Der Kurfürſt indeſſen gab es ganz Luther anheim, ob er es wagen wolle, ſein ſicheres Wittenberg zu verlaſſen und vor den Reichstag zu kommen. Er wollte nicht für das Wagnis verantwortlich ſein.

Luther langte kühnen Mutes am 16. April 1521 in Worms an. Sein Kurfürſt ließ ihn einquartieren in den Zimmern der zu ſeinem Hofe gehörigen Herrn Hans von Hirſchfeld und Hans von Schott, neben den

Zimmern ſeiner Räte von Feilitzſch und von Thun, im Johanniterhauſe.

Schon Tags darauf wurde er vor den Reichstag geführt. Am 18. gab er ſeine große Erklärung: wenn er nicht durch Schriftzeugniſſe oder helle Gründe überwunden werde, ſei er in ſeinem Gewiſſen gebunden und könne nicht widerrufen. Er beſtand auf beſonderes Befragen darauf, daß nicht bloß der Papſt, ſondern auch Conzilien irren können.

Kurfürſt Friedrich nahm nach dieſer Sitzung des Reichstages den Spalatin in ſeine Kammer und ſagte zu ihm: „Wohl hat Doktor Martinus geredet vor dem Herrn Kaiſer und allen Fürſten und Ständen des Reichs; er iſt mir viel zu kühn". Bei dieſem Reichstag alſo, in der Sitzung des 17. und 18., hat Luther zum erſten mal ſeinen Kurfürſten geſehen. Andere Herrn, namentlich Landgraf Philipp von Heſſen, ſuchten nach der Sitzung des 18. ihn in ſeiner Herberge auf; Friedrich vermied auch hier jede ſolche Berührung.

Jetzt drang beim Reichstag wirklich, trotz Kaiſer Karls Widerſpruch, der Antrag durch, daß dennoch mit Luther weitere Verhandlungen verſucht werden ſollten. An der Spitze der Commiſſion, welche ſie zu führen hatte, ſtand der Erzbiſchof von Trier, Kurfürſt Friedrichs Freund; derſelbe verhandelte auch unter vier Augen mit Luther. Alles war jetzt vollends daran gelegen, ob Luther wenigſtens den Ausſprüchen eines Conzils, auf deſſen Berufung dann die Reichsſtände trotz dem Papſte zu dringen entſchloſſen waren, ſeine Unterwerfung zuſagen, oder ob er einen Widerſpruch auch gegen ſie auf Grund der heiligen Schrift ſich

vorbehalten würde. Er aber war auch hier zu der von ſo vielen gewünſchten und gehofften Antwort nicht zu bringen.

Für Luther mußte ſo zum päpſtlichen Banne die Reichsacht kommen. Nach den beſtehenden Rechten war es nicht anders möglich. Sein Kurfürſt konnte in Worms Nichts weiter für ihn thun. Wohl aber ließ er ihm am Vorabend ſeiner Rückreiſe durch Spalatin und jene beiden Herrn, von Feilitzſch und von Thun, neben denen er wohnte, mitteilen, daß er unterwegs irgendwohin in Gewahrſam werde gebracht werden: im tiefſten Geheimnis hatte Friedrich dies mit ſeinen Vertrauteſten ausgedacht. So fuhr Luther am 26. wieder von Worms ab.

Die Fürſten ſtimmten ihrer großen Mehrzahl nach dem Kaiſer fürs Vorgehen wider Luther und ſeine Bücher bei, das kaiſerliche Edikt ſtand ſo ſchon am 8. Mai feſt. Kurfürſt Friedrich hielt ſich ſchweigend zurück. Gleich darauf wollte er abreiſen, mußte dann aber wegen Erkrankung an Podagra gegen 14 Tage lang das Haus und teilweiſe das Bett hüten. Am 23. Mai verließ er den Reichstag mit Urlaub des Kaiſers, begleitet vom Kurfürſten von der Pfalz; er war noch ſo leidend, daß er ſich in einer Sänfte führen laſſen mußte, die ihm der Kurfürſt von Mainz lieh. Am 25. legte der Kaiſer nach einer feierlichen Schlußſitzung des Reichstags den übrigen Kurfürſten und anderen Fürſten noch ſein Edikt vor, das ja nur einen vorangegangenen Reichstagsbeſchluß vollziehe, und Kurfürſt Joachim ſprach im Namen aller die Zuſtimmung aus.

Mit einem klaſſiſchen, heidniſchen Jubelruf darüber, daß ihm ſein Fang gelungen ſei, einem Diſtichon aus Ovids Ars amandi, eröffnete Tags darauf Aleander ſeine Depeſche an den päpſtlichen Vizekanzler, wollte indeſſen an dieſem Tage, dem Trinitatisfeſte, doch lieber mit dem Rufe fortfahren: „Gelobet ſei die heilige und ungeteilte Dreieinigkeit" u. ſ. w. Er berichtete den glücklichen Abſchluß, mit reichem Lob für den glorreichen Kaiſer, den beſten Mann von der Welt. Er pries neben ſeiner Geſinnung und Feſtigkeit ganz beſonders ſeine Klugheit, wie er auch „ſo trefflich ſich zu verſtellen und zu temporiſieren gewußt", ja häufig klüglicherweiſe den Eindruck erweckt habe, als wäre er gegenwärtig dem päpſtlichen Stuhle nicht geneigt. „Mögen ſich", rief er aus, „die Fürſten wohl vorſehen, die ihm in den Weg treten".

Daß dieſer päpſtliche Legat von Luther in allen ſeinen Berichten nur mit den verächtlichſten Ausdrücken geredet hat, wird uns nicht befremden; er nennt ihn kurzweg den Schurken (ribaldo); auch der Kaiſer, ſagt er, ja faſt alle Welt, habe in ihm einen thörichten, liederlichen, vom Teufel beſeſſenen Menſchen erkannt.

Aber faſt ebenſo wild bricht ſein Ingrimm gegen Kurfürſt Friedrich los. Anfangs bezeichnet er ihn noch als einen tüchtigen Fürſten, ſagt jedoch, er ſei von ſeinen lutheriſch geſinnten Räten irre geleitet und ſchiebt ihm zugleich ſchlechte perſönliche Motive unter. Bald wird ihm derſelbe zu einem Fuchſen, einem Baſilisken, ſowenig er ihm im Einzelnen irgend eine Unredlichkeit vorzuwerfen weiß: er bekommt nie

ſchöne Worte von ihm zu hören, klagt vielmehr über ſeine Wortkargheit. Schließlich findet er, daß der „verruchte Sachſe“ ausſehe wie ein fettes Murmelthier mit Hundeaugen, mit denen er einem nie, oder nur für einen Augenblick gerade ins Geſicht ſehe. Er erklärt das Podagra, das den Fürſten trotz der von ihm angekündigten Abreiſe noch in Worms feſthalte, für bloße Verſtellung. Er wünſcht ihm, daß er das Genick breche, ehe er noch mehr Seelen ins Verderben führe. In eine ſolche Stellung war der einſt beim päpſtlichen Stuhl ſo wohl angeſehene Fürſt jetzt zu dieſem geraten. Wie ſehr aber ſticht die gottergebene Ruhe, mit der er über ſeine Gegner auch in den vertraulichen Briefen an den Bruder ſich äußerte, von den Ausbrüchen ab, mit denen der päpſtliche Geſandte ſogar in ſeinen offiziellen Berichten ſich entladen mußte.

Der Eine Hauptakt jedoch, in welchem man bei Friedrich immerhin die Schlauheit eines Fuchſen finden mag, entging dem römiſchen Geſandten. Am 11. Mai kam in Worms die Nachricht an, daß Luther unterwegs verſchwunden ſei, von bewaffneten Reitern überfallen, und Aleander hatte von einer bunten Menge von Gerüchten zu melden, die darüber ſogleich in Umlauf waren. Vorher hatte man, wie Aleander ſchreibt, erwartet, daß er zu den Böhmen oder etwa zum König von Dänemark flüchten werde. Jetzt hieß es: die päpſtlich Geſinnten haben den Ueberfall veranſtaltet, oder der Erzbiſchof von Mainz habe es gethan (was Aleander ſelbſt wünſchte), oder auch ein dem Kurfürſten Friedrich feindlicher fränkiſcher Ritter (von welchem nach

Aleanders Meinung der Kaiſer ſogleich die Auslieferung Luthers verlangen ſollte), — dann auch, er ſei von einem Degen durchbohrt in einer Silbermine aufgefunden worden, — wiederum, er befinde ſich auf einer Burg des ihm befreundeten Ritters Sickingen. Wohl kamen der Kaiſer, Aleander, und viele Andere in Worms gleich Anfangs auf den Gedanken, Friedrich möchte ſelbſt die Hand im Spiel haben. Dieſer aber hatte ſeine Vertrauten mit der Fürſorge für Luther in der Weiſe beauftragt, daß ſie ihm ſelbſt nicht ſagen durften, wie und wohin er weggebracht werden ſollte. So wollte er die Möglichkeit haben, zu erklären, auch er wiſſe Nichts davon. Nach einer Angabe Aleanders hat er dies auch wirklich damals vor einer zahlreichen Verſammlung von Reichsfürſten verſichert, während er doch ſeinen eigenen Briefen zufolge damals ans Zimmer gebannt und deshalb noch nicht abgereiſt war (vgl. oben). Luther aber ſaß ſchon ſeit der Nacht vom 4. auf den 5. Mai ſtill auf der Wartburg.

2. Von Luthers Wartburgaufenthalt bis zur Wandlung in der Schloßkirche und zu Friedrichs Heimgang.

Wie es ſich auch mit jener Verſicherung Friedrichs verhalten und wie man auch über ſie urteilen mag: die Fürſorge, die er dort für Luther traf, war jedenfalls eine That edelſter Treue und Klugheit. Nach den beſtehenden Rechten, die er beſſer als viele andere Reichsfürſten kannte, durfte er den Geächteten ſchlechterdings nicht mehr in ſeinen Landen,

Luther i. J. 1525.

Nach einem Gemälde Kranachs in der Lutherhalle zu Wittenberg.

geſchweige denn auf einem Lehrſtuhl ſeiner Univerſität dulden. Und vor Kämpfen, zu denen eine Widerſetzlichkeit gegen die Reichsgewalt führen möchte, ſcheute gewiß keiner mehr als er zurück. Er hätte jetzt auch, wenn er Luther anwies, Sachſen zu verlaſſen, wohl damit ſich beruhigen können, daß derſelbe nicht etwa im Ausland Zuflucht zu ſuchen oder zu den böhmiſchen Huſſiten zu gehen brauchte, ihm vielmehr längſt eine Schutzſtätte bei kampfbereiten deutſchen Adeligen angeboten ſei. Und Luther ſelbſt wäre lieber offen auf ſeinem Kampfplatze geblieben. Er nahm, wie Spalatin erzählt, das Vorhaben, das ihm Friedrich ankündigen ließ, in Ehrerbietung gegen dieſen an, „wollte jedoch lieber friſch dran gegangen ſein". Aber wenn Friedrich ſo die Anklage wegen Ungehorſams gegen Kaiſer und Reich von ſich ferne hielt, ſteigerte er die Gefahr nicht bloß für Luther, ſondern auch für den Frieden des Reiches und für die heilige Sache ſelbſt. Nun that er das Weiſeſte, was er thun konnte, wenn ſein Gewiſſen ihm nicht erlaubte, Luther auszuliefern: er wollte auf der Wartburg ihn nicht bloß in ſichere Verborgenheit bringen, ſondern auch zu eigenem Schweigen — wenigſtens bis auf Weiteres — veranlaſſen. Der Reichsgewalt blieb anheimgegeben, ihn aufzuſuchen und mit eigenem Machtmittel das Edikt an ihm zu vollziehen. Hiezu traf ſie aber keine Anſtalten. Es zeigte ſich, daß auch entſchiedene Gegner Luthers unter den Reichsſtänden es keineswegs ſo weit wollten kommen laſſen. Der Kaiſer war anderwärts genug beſchäftigt und Friedrich konnte vorausſehen, daß die freundliche Beziehung desſelben zum

Papſt den politiſchen Abſichten und Umtrieben des letzteren gegenüber nicht zu lange Stand halten werde.

Der Wartburgaufenthalt, zu welchem Friedrich unſern Reformator veranlaßte, ja gewiſſermaßen nötigte, hat dann Folgen und Früchte mit ſich gebracht, die jener nicht ahnen konnte; er iſt zu einer der wichtigſten Fügungen der Reformationsgeſchichte und hiermit der Kirchen- und Weltgeſchichte geworden.

Vor Allem hat die Stille und Ruhe, die Luther dort fand, ihn nach Jahre langer ſteter heftigſter Erregung wieder zu der inneren Sammlung und der ruhigen Beſchäftigung mit dem Worte Gottes kommen laſſen, deren ſein ferneres Lebenswerk gar ſehr bedurfte. Daraus iſt jetzt auch die köſtlichſte, wirkungsreichſte Gabe hervorgegangen, die Luthers Feder ſeiner deutſchen Nation hinterlaſſen hat: ſeine Ueberſetzung der Bibel, zunächſt des Neuen Teſtamentes. Auch hierfür, nämlich für ſein Deutſch, glaubte er ſeinem Kurfürſten Etwas zu verdanken: durch Kaiſer Maximilian und Kurfürſt Friedrich, meint er, ſeien die verſchiedenen deutſchen Sprachen ſo in eine gemeine deutſche Sprache gezogen worden. Von ſeiner Kirchenpoſtille, die er jetzt deutſch zu bearbeiten begann, bemerkten wir ſchon oben, daß er zu dieſer ganzen Arbeit durch Friedrich angeregt war.

Ferner hat jetzt infolge davon, daß Luther bis auf weiteres der unmittelbaren Arbeit in der von ihm ausgegangenen und nun auch ohne ihn weiter ſchreitenden reformatoriſchen Bewegung entzogen war, ſeine Stellung

zu dieſer Bewegung in höchſt bedeutſamer Weiſe ſich geändert.

Er bleibt zwar auch jetzt ſtets bereit, gegen katholiſche Aergerniſſe loszubrechen und will jetzt ſo wenig als früher von ſeinem Kurfürſten ſich darin zügeln laſſen. So auf der Wartburg dem Erzbiſchof Albrecht von Mainz, dieſem höchſtgeſtellten Reichsfürſten, gegenüber, als dieſer zu einer großartigen Reliquienausſtellung und Anbetung in Halle a/S. einlud. Luther ſchrieb gegen ihn, der Kurfürſt wollte es nicht dulden. Luther ſandte die ſchon fertige Schrift dem Spalatin zu mit der Erklärung: das wäre ja ſchön, für Wahrung des öffentlichen Friedens ſorgen, während man den Frieden Gottes durch ſolch gottloſes Treiben ſtören laſſe! „Nicht alſo, Spalatin! nicht alſo, Fürſt“. Spalatin behielt trotz Luthers Widerſpruch die Schrift zurück, die Sache hatte indeſſen keine weiteren Folgen, da Albrecht ein Schreiben, das Luther an ihn ſelbſt richtete, merkwürdig freundlich und begütigend erwiderte.

Das Neue aber war, daß in Luthers Abweſenheit Anhänger des von ihm verkündeten Evangeliums auch praktiſch zu reformiren begannen, daß ſie dabei in den Prinzipien teils unklar und unſicher waren, teils nach Luthers Urteil ihrerſeits wieder auf böſe Irrwege gerieten und daß ſo er vielmehr den Beruf erhielt, fremden Eifer zu mäßigen und zurechtzuweiſen, ja gegen Neuerer ebenſo ſcharf ſein Schwert zu führen, wie gegen die Anhänger des Alten. Hiefür fand Friedrich in ſeinem Schützlinge ſeither eine Stütze, wie er ſie ſonſt nirgends finden

konnte und wie er ihrer auch für ſein eigen Wiſſen und Gewiſſen bedurfte. Andererſeits durfte er freilich um ſo weniger mehr daran denken, in andern Fällen ſelbſt ihm Maß und Schranke zu ſetzen, mußte darin vielmehr noch ſelbſtändigeren und ſchärferen Widerſpruch, als vorher, von ihm ſich gefallen laſſen. Er ſelbſt indeſſen, der Fürſt, lehnte es durchweg grundſätzlich ab, eine kirchliche Neuerung einzuführen. Er wollte ebenſowenig das Recht und die Pflicht zu ſolchen fürſtlichen Verfügungen ſich beilegen, als dazu, den Forderungen der Gegner gemäß das evangeliſche Wort zu unterdrücken. Nur dazu konnte er vermocht werden, die Aenderungen im Hergebrachten zu dulden und zu genehmigen, wo die Geiſter und Gewiſſen ſich durch die Macht des Wortes dazu getrieben zeigten.

So forderten jetzt namentlich in Wittenberg Theologen, Geiſtliche, Auguſtinermönche und Laien, daß endlich aus dem Meßopferdienſt ein reines heiliges Abendmahl gemacht und hiebei der Kelch auch den Laien ausgeteilt werde. Kloſterbrüder Luthers wollten durch ihr Gelübde nicht mehr gebunden ſein. Schon wagten auch Geiſtliche in den Eheſtand zu treten.

In der Stadtkirche Wittenbergs wurde das Abendmahl ſchon an Michaelis 1521 in jener Weiſe gefeiert, ohne daß man den Kurfürſten mit einer Anfrage oder Anzeige in Verlegenheit brachte. Für dieſelbe Feier (doch mit Freigeben der Privatmeſſe für Brüder, die in Glauben und Erkenntnis noch zu ſchwach wären) erklärte ſich dann ein Ausſchuß von Profeſſoren und von Mitgliedern des Aller-

heiligenſtifts, denen indeſſen andere und beſonders die Mehrheit der Stiftsherrn widerſprachen; jene beantragten in einem Gutachten an den Kurfürſten, er möge als chriſtlicher Fürſt den Meßmißbrauch im Lande abthun. Die Antwort, welche er dem hier zum erſten Mal geſtellten Antrag auf ein ſolches landesherrliches Vorgehen gab, bleibt charakteriſtiſch für ſein ganzes ferneres Verhalten: ſein Gemüt und Meinung ſei allwege geweſen, ſo viel an ihm ſei, das fördern zu helfen, was dem göttlichen Worte zu Ehren gereiche; aber das ſei eine große Sache, die ganze gemeine Chriſtenheit betreffend; wenn das, was Jene wollen, im Evangelium gegründet ſei, ſo werden ungezweifelt mehr Leute das auch daraus vermerken und dem anhängig werden, ſo daß dann die Veränderung mit dem gemeinen Haufen ohne Unruhe vorgenommen werden könne; demnach ſollen ſie ja Nichts übereilen; — er ſelbſt ſei auch nicht genug in der Geſchichte des Urſprungs der Meſſe unterrichtet; — weil ſie „bei Seiner Kurfürſtlichen Gnaden als einem Laien, der in der Schrift nicht genug berichtet, Anſuchen gethan", ſo begehre er, „daß ſie Alles vermeiden, woraus Zwieſpältigkeit, Aufruhr und Beſchwerung erfolgen möchte". Nicht minder iſt für Luther bezeichnend, was er ſchon zuvor gegen Melanchthon geäußert hatte: „Ich beſchwöre euch, kommt den Ratſchlägen des Hofes immer zuvor, ſtatt ihnen zu folgen, ſowie ichs bisher gemacht habe; die Hälfte von dem, was geſchehen iſt, wäre nicht geſchehen, wenn ich durch jenen Rat mich hätte binden laſſen". Der Grund ſolch eigentümlichen Verhaltens war bei Friedrich nicht etwa eine bloße Unſchlüſſig-

keit, ſondern eine ſehr erklärliche Ungewißheit darüber, wie weit wirklich ſein fürſtlicher Beruf hier reiche, bei Luther ein ſehr feſtes Bewußtſein vom freien Zeugnis des Wortes, zu dem er jedenfalls berufen ſei. Mit welcher ehrlichen Offenheit Luther über ſeinen Kurfürſten tadelnd und lobend auch öffentlich reden durfte, zeigt uns namentlich ſeine Schrift vom Mißbrauch der Meſſe, in welcher er von der Wartburg aus Belehrung und Mahnung ausſprach. Da ruft er ſeinen Wittenbergern zu: „Ihr habt bei euch ein Bethaven (eine Stätte des Götzendienſtes, wie die Juden mit ihrem Kälberdienſte 1. Kön. 12, 28 ff., Amos 5, 5), die Kirche aller Heiligen, welche Herzog Friedrich von ſeinen Vorfahren ererbt hat und, durch die Papiſten betrogen, trefflich gemehret und erhoben". Er klagt, wie viel armer Leute man mit dem Gelde hätte ernähren können, das für jene und ihre Meſſen verſchwendet worden ſei. Aber, ſagt er, das Eine mögen ſie durch Gottes Gnade doch wohl rühmen, daß ihr Fürſt kein Tyrann, noch Narr ſei, er, der die Wahrheit gern höre und leiden könne, und ermahnt ſie demnach: „dieweil ihr denn damit begnadet ſeid, ſo könnet ihr das angefangene Werk deſto beſſer vollbringen, als die von Gott durch dieſe Gelegenheit dazu gerufen ſind und er euch ſeine Hände beut". Ja, es dünkt ihm, eine Weisſagung, die er als Kind vernommen, daß Kaiſer Friedrich einſt das heilige Grab erlöſen werde, ſei in dieſem Friedrich erfüllt. Denn unter dem Grabe ſei zu verſtehen, daß die heilige Schrift mit der Wahrheit Chriſti begraben gelegen ſei, und durch Friedrich ſei dieſe Wahrheit hervor-

gekommen; auch ſei derſelbe ja ſchon ſo gut wie Kaiſer geweſen, weil ihn die Kurfürſten einſt dazu haben erwählen wollen.

In Wittenberg aber und an benachbarten Orten ſtürmten die Eiferer, an ihrer Spitze Luthers College Carlſtadt und der Prediger Zwilling, weiter voran. Sie wollten das Aeußere des Kultus ſofort ganz ſchriftgemäß nach ihrem Sinn geſtaltet haben, das bisher gebotene Faſten nicht mehr dulden, auch die Beichte abſchaffen, ferner die Bilder alle aus den Kirchen werfen. Dabei lebte in ihnen ein ſchwärmeriſcher Geiſt auf, der ein theologiſches Studium verachtete. Zugleich ließen ſie die ordentliche, ſchlichte Seelſorge, die ihnen etwas zu Geringes war, eingehen. Luther mußte ihnen, auch ſo weit er gegen ihre neuen äußern Formen an ſich Nichts einzuwenden gehabt hätte, hauptſächlich vorwerfen, daß ſie hiebei nur aufs Neue ſchlechten Aeußerlichkeiten nachjagen und daß ſie die liebende, duldende Rückſicht auf Schwächere verleugnen. Schon kam es auch zu Tumulten unter der durch ſie erregten Menge.

Dazu kamen zu Ende des Jahres 1521 Schwärmer aus Zwickau, die beſonderer, unmittelbarer göttlicher Offenbarungen ſich rühmten, einen beſonderen myſtiſchen Weg zur Gemeinſchaft mit Gott und zu ſeinem Lichte lehrten, die Kindertaufe verwarfen u. ſ. w., — Genoſſen jenes Münzer, der nachher in wildem Aufruhr das Gottesreich herſtellen wollte.

War Kurfürſt Friedrich bis dahin mit inniger perſön-

licher Teilnahme dem durch Luther erſchloſſenen Evangelium gefolgt, obgleich er nicht bloß ſich verſagen mußte, als Fürſt dafür einzutreten, ſondern auch perſönlich noch in vielen Fragen ſich unſicher fühlte, — wie ſollte er jetzt über dieſe angeblichen Fortſchritte evangeliſcher Erleuchtung und Wirkſamkeit urteilen? Wußte doch auch ein Melanchthon dem ſichern Auftreten jener neuen Propheten und ihren Geiſteskundgebungen gegenüber ſich kaum zurecht zu finden. Von Carlſtadt war zu fürchten, daß er im Geiſt noch mit ihnen werde eins werden. Spalatin erzählt uns, daß Friedrich nach einer Verhandlung mit ſeinen Räten über dieſe Bewegung gar ernſt geſagt habe: „Das iſt ein großer wichtiger Handel und den ich als ein Laie nicht verſtehe; nun hat mein lieber Gott meinem Bruder und mir eine ziemliche Armut gegeben; wenn ich nun die Sache verſtünde, ehe ich wollt mit Wiſſen wider Gott handeln, ehe wollt ich einen Stab an meine Hand nehmen und davon gehen".

Luther ſtand dieſer trüben Gährung ähnlich mit einzigartiger Selbſtändigkeit und Klarheit gegenüber, wie er einſt allein gegen die päpſtliche Gewalt auf den Kampfplatz getreten war. Er bedarf jetzt auch der ſchirmenden Hand ſeines fürſtlichen Schutzherrn nicht mehr und dieſer muß von ihm ſich leiten, muß ihn mit ſeinem Wort vollends allein gewähren laſſen.

Als Luther von Friedrichs Nöten hörte, konnte er ihm zunächſt ein ſcharfes Zeugnis nicht erſparen. Er beginnt ſeinen Brief an ihn (nach Mitte Februars 1522): „Gnade

und Glück von Gott dem Vater zum neuen Heiligtum". Er erklärt dies: „Eure Fürstliche Gnaden hat nun lange Jahre nach Heiligtum in alle Lande bewerben lassen, aber nun hat Gott Eure Fürstliche Gnaden Begierd erhört und heimgeschickt ohn alle Kost und Mühe ein ganzes Kreuz mit Nägeln, Speeren und Geißeln". Wir sehen, er meint mit dem ersten Heiligtum die Reliquien der Schloßkirche, die ihm auch in dieser Beziehung ein Bethaven war. Sein Fürst muß jetzt darüber ebenso die Wahrheit von ihm hören, wie er sie kurz zuvor dem Erzbischof Albrecht hatte sagen wollen. Aber es ist ihm auch Ernst mit seinem Glückwunsch zum neuen Heiligtum: Friedrich soll nur getrost die Nägel in sich eingehen lassen, denn so müsse es Jedem gehen, der Gottes Wort haben wolle, — nämlich „daß nicht allein Hannas und Kaiphas toben, sondern auch Judas unter den Aposteln sei und Satanas unter den Kindern Gottes". Er selbst ist deshalb ruhig: „Eure Fürstliche Gnaden glauben mir Narren doch auch ein klein wenig, ich kenne nämlich diese und dergleichen Griffe Satanä, darum fürcht ich mich auch nicht, das thut ihm wehe".

Schon vorher hatte Luther dem Spalatin angekündigt, daß er um seiner Wittenberger willen selbst nach Wittenberg kommen werde; der Kurfürst solle um ihn sich nicht kümmern; könne er in Wittenberg nicht bleiben, so werde er anderswohin gehen. Er schloß jetzt auch jenen Brief mit den Worten: „Eure Fürstliche Gnaden nehme sich mein nur Nichts an".

Friedrich schickte hierauf seinem Eisenacher Beamten

Oßwald eine längere Anweiſung, was er Jenem als Antwort mündlich auseinander ſetzen ſollte. Sie zeigt uns, wie ruhig er doch die Verhältniſſe jetzt überblickte, wie ruhig er auch die ſcharfen Worte Luthers aufnehmen wollte. Er wies auf die Schwierigkeiten hin, welche die in Wittenberg ſelbſt noch herrſchende Uneinigkeit bezüglich der Meſſe u. ſ. w. bereite, auf die Erlaſſe des Reichsregiments gegen die kirchlichen Neuerungen, auf die den benachbarten Biſchöfen zuſtehenden und von ihnen ſchon angekündigten Viſitationen. Das Kreuz, ſagte er, wolle er ja gerne und mit Vertrauen auf Gott tragen, wenn er wüßte, daß es von Gott ſein ſollte. Luthers Gedanken an eine Rückkehr nach Wittenberg weiſt er ſehr entſchieden ab mit dem an ſich ganz richtigen Grunde: Luther hätte für ſich Nichts Gutes zu erwarten, wenn er ſich jetzt öffentlich zeigte, und er möge darauf achten, was Gutes dem Kurfürſten und ſeinen Landen und Leuten daraus entſtünde, wenn nun der Kaiſer und Papſt ein weiteres Prozeſſieren gegen ihn forderten und ſein Fürſt dem Kaiſer, ohne genugſamer Urſache vorbringen zu können, den Gehorſam darin verweigerte.

Aber die Weiſung kam für Luther zu ſpät. Eines höheren Rufes gewiß war er ſchon am 28. Februar von der Wartburg aufgebrochen — in ſeiner Wartburgtracht als ritterlicher Reitersmann. Am 6. März war er wieder in Wittenberg. Tags zuvor ſchrieb er unterwegs von Borna aus an ſeinen Fürſten — mit dem feſten, klaren Mute, den jene Gewißheit ihm gab: „Eure Kurfürſtl. Gnaden wiſſe, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz

denn des Kurfürſten, — ja ich halte, ich wollte Eure Kurfürſtl. Gnaden mehr ſchützen, denn Sie mich ſchützen können; — Gott muß hier allein ſchaffen ohne alles menſchliche Sorgen und Zuthun; darum wer am meiſten glaubt, der wird hier am meiſten ſchützen; dieweil ich denn nun ſpüre, daß Eure Kurfürſtl. Gnaden noch gar ſchwach iſt an Glauben, kann ich keinerleiwege Eure Kurfürſtl. Gnaden für den Mann anſehen, der mich ſchützen oder retten könnte". Will ſein Fürſt Rat, was er thun ſolle, ſo antwortet er unterthäniglich: „Eure Kurfürſtl. Gnaden — ſollt gar Nichts thun"; derſelbe ſolle gehorſam den Kaiſer nach der Reichsordnung walten laſſen und des Kaiſers Leuten, wenn ſie ihn fahen wollen, die Thore offen laſſen; ſo viel werden jene doch wohl der Vernunft gebrauchen, daß ſie den Kurfürſten erkennen werden als in einer höheren Wiege geboren, als daß dieſer ſelbſt zum Stockmeiſter über ihm werden ſollte.

Nicht minder mutig, ruhig und wuchtig trat Luther vor ſeine Wittenberger. Mit ſeiner einfachen Predigt des Gotteswortes dämpfte er ſofort die unklaren und wilden Geiſter in der Gemeinde. Jene Zwickauer wagten ihm gegenüber Nichts mehr dort zu unternehmen. Er ſelbſt lehrte jetzt den Gottesdienſt ohne die unevangeliſchen Zuthaten und doch mit aller möglichen Rückſicht auf ſchwache, am Alten hängende Gemeindeglieder einrichten. Auf gleiche Weiſe wirkte er an benachbarten Orten. So haben die wirklichen evangeliſchen Reformen und Ordnungen bei uns angehoben.

Kurfürſt Friedrich wollte mit Bezug auf Luthers

Rückkehr nur von jeder Verantwortung frei bleiben, wie dies ja auch Luthers Sinn war: ſo veranlaßte er ihn denn, jenen Brief in einer Weiſe umzuſchreiben, vermöge deren er ihn auch Anderen vorlegen und darauf ſich berufen konnte. In ſeinem Wirken ließ er ihn gewähren: entſprach ja dieſes doch auch eben dem Weg, auf welchem er ſelbſt die evangeliſche Wahrheit wünſchte durchdringen zu ſehen.

Kein Wunder aber, wenn der Reichsfürſt Friedrich, ganz abgeſehen von perſönlichem Glaubensmut oder Kleinmut, doch mit anderen Blicken und ſtärkeren Befürchtungen, als der kühne Prediger des Evangeliums, die weltlichen, ſtaatlichen und nationalen Mächte und Ordnungen in ſeine Erwägung zog.

Der Kaiſer, der das Wormſer Edikt erlaſſen hatte, fand noch nicht wieder Zeit, perſönlich ſich der Sache in Deutſchland anzunehmen. Aber ſchwere Sorgen machten Friedrich das Reichsregiment, das jenen vertrat, und die Reichstage, die auch jetzt wieder zuſammentraten. Gerade während Luther den Gedanken hegte, wieder öffentlich in Wittenberg aufzutreten, erging vom Reichsregiment ein durch Herzog Georg betriebener Erlaß, der die Biſchöfe von Naumburg, Meißen und Merſeburg zum Einſchreiten gegen die dortigen Neuerungen ermahnte: darauf bezog ſich die vorhin erwähnte Anweiſung Friedrichs an Oßwald.

Wohin die Verhandlungen der Reichstage ſchließlich führen ſollten, ließ ſich nicht abſehen. Als der erſte in Nürnberg 1522 zuſammentrat, hatte Hadrian VI., einſt Biſchof und Inquiſitor in Spanien, den päpſtlichen Stuhl

bestiegen, der mit ebenso heftigem und blindem, wie ehrlichem Eifer die abscheuliche Ketzerei endlich niedergeworfen haben wollte. Der Reichstag ließ sich jedoch durch seinen Legaten zu keinen Gewaltmaßregeln treiben. Er begehrte vom Papst die Veranstaltung eines freien christlichen Konzils. Er gebot den Obrigkeiten, bis dahin das Evangelium nach Auslegung der von der christlichen Kirche approbierten Schriften vortragen zu lassen: ein Ausdruck, den man verschieden deuten und den insofern auch die Evangelischen sich gefallen lassen konnten. Er forderte, Luthers Obrigkeit solle ihn nichts Neues mehr drucken lassen und jede Obrigkeit ihren Predigern Alles, was zur Uneinigkeit im Reich führen könnte, untersagen: auch dies ließ sich ja nicht bloß wider die Lutheraner, sondern auch wider ihre Verketzerer gebrauchen.

Zugleich richtete Hadrian wiederholt seine Vorwürfe gegen den Kurfürsten, unter dessen Schutz Luther sich berge. Ueber die einzelnen Schreiben, in denen er es that, haben wir keine genügende Klarheit: ein angebliches Breve von ihm, das geradezu in Schmähworten sich ergeht, ist schwerlich echt. Wohl aber liegt uns eine Antwort Friedrichs an ihn vor. Kurz und würdig erklärt ihm dieser, daß er mit Gottes Hilfe bis an sein Lebensende sich „als ein Christ und gehorsamer Sohn der heiligen Christlichen Kirche zu halten gedenke", ohne dabei von der Autorität des Papstes in dieser Kirche Etwas zu erwähnen; des Weiteren verweist er ihn auf das, was er seinem Gesandten beim Reichstag dem dortigen päpstlichen Gesandten zu sagen befohlen habe.

Daneben wurden gegen Friedrich Umtriebe beim Kaiſer gemacht, um ihm, dem Verächter des kaiſerlichen Edikts, ſeine Kurwürde und ſein Land zu nehmen; auch des Kaiſers Bruder Ferdinand ſoll ſich dabei beteiligt und eigene Pläne damit verbunden haben. Friedrichs Rat und Botſchafter von Planitz, der hiervon durch den Kurfürſten von Brandenburg erfuhr, meinte ſogar, jener werde Luther doch aus ſeinen Landen entfernen müſſen und werde ſich nach Bundesgenoſſen umzuſehen haben.

Zum nächſten Reichstag erſchien Friedrich ſelbſt in Nürnberg. Er hatte da ſogleich auch Verdruß und fruchtloſe Sorgen um die Reichsverfaſſung, um deren feſtere, einheitliche Ordnung er ſich früher verdient gemacht hatte, während dieſe jetzt durch die verſchiedenen Intereſſen der verſchiedenen Reichsſtände, der Fürſten und Städte, wieder zu Schanden ging. Nach wenigen Wochen (am 26. Februar 1524) reiſte er wieder heim: es war ſein letzter Beſuch eines Reichstages. Planitz konnte damals ſagen: „Glaub' in Wahrheit, daß es im Reich in viel hundert Jahren nie wunderlicher geſtanden denn jetzt". Dieſer zweite Nürnberger Reichstag wiederholte dann das Verlangen nach einem Konzil. Die fortwährende Geltung des Wormſer Edikts erkannte er ausdrücklich an, wenn auch nur mit dem Verſprechen, ihm „ſo viel wie möglich" nachzukommen. Der Kaiſer aber verwies den Reichsſtänden jenes Begehren und forderte, daß ſein Edikt „bei Vermeidung Criminis laesae Majestatis" befolgt werde. Vor jenen Anſchlägen gegen den Kurfürſten Friedrich warnte jetzt ſogar ſein Vetter Herzog Georg durch

den Mund eines Herrn von Thun ſeinen Bruder Johann: durch Zuthun päpſtlicher Heiligkeit ſollten Beide, Friedrich und Johann, ſamt etlichen Städten mit Krieg überzogen und jener ſeines kurfürſtlichen Amtes entſetzt werden. Kaiſer Karl ließ jetzt auch die Verlobung, welche zwiſchen ſeiner jüngſten Schweſter und Friedrichs Neffen und Erben Johann Friedrich geſchloſſen war, wieder auflöſen.

Schwer laſtete dieſer Zuſtand auf Friedrich, der längſt auch körperlich leidend und nun nicht bloß von Podagra, ſondern auch von Erkrankung der Galle und Steinſchmerzen heimgeſucht war. Dabei konnte bei ſeiner gewiſſenhaften Anſchauung von ſeinen fürſtlichen Rechten und Pflichten auch die günſtigſte Ausſicht, die bei den Reichsſtänden ſich noch öffnete, nämlich die auf ein Konzil, ihn nicht zu poſitiven eigenen Schritten kirchlicher Reform veranlaſſen: denn es war ja vielmehr eine Ausſicht darauf, daß, was keinem einzelnen Fürſten zuſtehe, endlich doch noch auf die richtige Weiſe von der durch die Wahrheit überwundenen Geſamtheit werde vollbracht werden. Dem Gedanken, gegen jene Bedrohungen und für ſeine Zwecke durch einen politiſchen Bund mit andern Fürſten und Städten ſich zu wappnen, blieb er ganz ferne. Nicht evangeliſche Reichsſtände haben zuerſt zu einem beſonderen Bund im Reich ſich zuſammengeſchloſſen, ſondern katholiſche auf dem Regensburger Konvent des Jahres 1524. Vollends unzugänglich wäre Friedrich dem Gedanken an ein Bündnis mit dem Ausland geweſen. Vergeblich hatte König Franz von Frankreich ihn ſchon 1521 in eine Verbindung gegen den Kaiſer zu ziehen geſucht.

Nur gewähren ließ Friedrich so auch fernerhin die Reformation in seinen Landen und eben hiermit auch unter seinem Schutze. Zugleich wollte er jene Bischöfe, in deren Sprengel seine Lande fielen, mit ihren Visitationen darin gewähren lassen. Ja, er ließ noch im genannten Jahre den Merseburger, der zu diesem Zwecke nach Grimma kam, ehrerbietig durch Herrn seines Hofes begrüßen, erhob auch keine Einsprache gegen Exkommunikationen, welche dabei von den Bischöfen über Pfarrer verhängt wurden. Aber er versagte ihnen eine Vollziehung ihrer Dekrete durch seinen weltlichen Arm: denn er könne in die religiösen Fragen sich nicht einmischen, könne, wenn Pastoren gegen Jene auf die Schrift sich beriefen, darüber nicht urteilen. Die Bischöfe fanden dann an den Orten, wo sie zu predigen und zurechtzuweisen den Versuch machten, durchweg so wenig Eingang bei der Bevölkerung, daß sie selbst davon abstanden.

Für die Gemeinde der Stadt Leisnig, welche als eine der ersten die evangelischen Ordnungen annahm und dann namentlich durch die Einrichtung eines sogenannten gemeinen Kastens für die kirchlichen Einkünfte und ihre Verwendung zum Gottesdienste und zur Armenpflege sich auszeichnete, trat der Kurfürst auch vermittelnd ein bei einem Händel, den sie deshalb mit einem dort patronatsberechtigten Abte bekam: es fand, wie es in der dortigen Kastenordnung heißt, zwischen beiden Teilen ein Abkommen in der kurfürstlichen Kanzlei statt.

Wie willig Friedrich die Neuerungen vor sich gehen ließ, wo es in Frieden geschehen konnte, zeigt sich uns

namentlich auch an ſeinem liebſten Reſidenzort Lochau: hier fing der Pfarrer ſchon 1522 an, das Abendmahl unter beiden Geſtalten auszuteilen, und nahm bald auch ein Weib.

Als der Wittenberger Stadtpfarrer Bugenhagen heiratete, gab der Fürſt in eigentümlicher Weiſe kund, wie er dieſem biedern Freund und Mitarbeiter Luthers gerade auch hierbei ſeine Gunſt ſchenken und wie er dies doch nicht öffentlich machen wollte: er ließ ihm dazu, durch Luther veranlaßt, die beliebte fürſtliche Wildbretgabe zugehen, aber als ein nicht von ihm, ſondern von Spalatin kommendes Geſchenk.

In Luthers Sprache gegen ſeinen Landesherrn, wie wir ſie aus jenen Briefen vernommen haben, erkennen wir Worte, die aus ſeinem gewaltig bewegten und feſt in Gott gegründeten Herzen gerade und getreulich ans Herz des ihm vertrauenden Fürſten dringen wollten. So nahm ſie dieſer auch auf. Bei der Schwäche, die er oft fühlen mußte, bewährte er ſeine wahre Größe darin, daß er durch eine ſolche mahnende und aufrichtende Zuſprache ſich nie gekränkt zeigte. Luther ließ mitunter auch Freunden gegenüber herbe Aeußerungen über jene Schwäche fallen; er wollte in Fragen, bei denen ſie zu fürchten war, womöglich ohne den Fürſten ſeinen eigenen Weg gehen. Aber der vertrauensvolle Verkehr zwiſchen den beiden ſo verſchieden gearteten Männern, dem Fürſten und dem Unterthanen, beſtand ruhig fort.

Der Reformator hatte keine Zeit mehr, jenem beſondere erbauliche Bücher zu widmen. Aber von dem erſten im

Drucke fertig gewordenen Stücke ſeines Neuen Teſtaments, der Ueberſetzung des Matthäus, mußten (im Frühjahr 1522) die zwei einzigen zur Verſendung beſtimmten Exemplare an Spalatin gehen, damit dieſer es auch Friedrich zeige, und an Friedrichs Bruder Johann; vom Ganzen erhielten im Herbſt des Jahres die drei ſogleich je ein Exemplar.

Friedrich ließ ſich in kirchliche Dinge, z. B. über jenes tüchtige Vorgehen der Leisniger, auch eigens von Luther berichten. Beſonders wichtige Belehrung erbat er für ſich ſelbſt von ihm 1524, als ſchwärmeriſche Geiſter aus der heiligen Schrift, weil ja ſie allein Gottes Wort ſei, ein Geſetzbuch auch fürs bürgerliche, ſtaatliche Leben machen und demnach auch hier reformieren und umſtürzen wollten. Die Frage, wie ſie Luther geſtellt wurde, war, „ob man ſolle richten und urteilen nach dem Geſetz Moſe oder nach den kaiſerlichen Rechten". Er hat damals ſeine für den proteſtantiſchen Staat entſcheidende Antwort in Schriften klargeſtellt, hat ſo auch ſeinen gewiſſenhaften, auf Gottes Wort haltenden Fürſten darüber beruhigen können. Noch kurz vor ſeinem Tode begehrte Friedrich auch Luthers Meinung zu hören über ein ſo verwunderliches Zeitereignis, wie die Niederlage und Gefangennahme des Königs Franz von Frankreich bei Pavia. Luther erwiderte: die Gefangennahme ſei freilich etwas Monſtröſes, Hochbedeutſames; man habe darin Gottes Hand zu ſehen, der Königreiche emporhebe, um ſie niederzuwerfen; ihm ſcheine dies eins der Zeichen fürs Dahinfallen der ganzen Welt durch den jüngſten Tag; Eines aber freue ihn dabei, daß nämlich Gott den Plan

des römiſchen Antichriſts vereitelt habe, der ſich auf dieſen König von Frankreich gegen den Kaiſer habe ſtützen wollen.

Von ſich aus brachte Luther hin und wieder auch Bitten im Intereſſe der Univerſität und des neuen theologiſchen Studiums an den Kurfürſten. So drang er darauf, daß Melanchthon ordentlich mit neuteſtamentlichen, theologiſchen Vorleſungen beauftragt werde, während derſelbe eigentlich nur für griechiſche, philologiſche berufen war und in einer ängſtlichen Scheu vor jenen hierauf ſich berief, oder, wie Luther ſchreibt: „er ſperret ſich mit dem einigen Wehre-Wort, er ſei von Eurer Kurfürſtl. Gnaden beſtellet und beſoldet auf die gräkiſche Lektion". Er trat ferner mit warmen Geſuchen für Notleidende ein und mit Fürbitte für Leute, welche irgendwie unrecht behandelt, oder welche trotz ihres Unrechts und ihrer Schuld doch immer noch der Erbarmung wert ſchienen. Er ſagt für einen Solchen: „Ich will nicht rechten mit Eurer Kurfürſtl. Gnaden ſeinethalben, ich laß es ſein, er habs verdient, er ſei noch Aergeres wert, ich weiß wohl, daß Euer Kurfürſtl. Gnaden Gemüt aufrichtig iſt, Niemand Unrecht zu thun; wiederum weiß ich auch, daß kein Fürſt ſo fromm und ſo klug ſein mag, daß nicht durch ihn oder ſeine Amtleute etwa Jemand zu kurz geſchehe". Er lehnte indeſſen, wie er ein andermal ſagt, die an ihn gebrachten Beſchwerden auch gern ab, da er wohl das Schriftwort (?) kenne: „Der Könige Geheimnis zu verbergen iſt ehrlich", und nicht Luſt habe, die Sache ſo zu ergründen. Und als er ernſtlich gegen ein Unrecht redete, das vielleicht doch geſchehen ſei, fügte er

bei: „Euer Fürſtl. Gnaden wollt mir Solchs zu gut halten, denn mirs nicht zu leiden iſt, daß man ſagen ſollt, ich heuchlet dem Kurfürſten, Andern könnt ichs ſcharf ſagen; ich hoff, ich wolle Euer Kurfürſtl. Gnaden Heuchler nicht werden, denn ich wüßte ja nicht warum".

Friedrich antwortete ihm meiſt durch Spalatin, mitunter auch eigenhändig, — immer ruhig und ſchlicht, mit bereitwilligem Eingehen auf ſein Vorbringen. Auch hiebei aber übte er Vorſicht, daß nicht der Schein entſtehe, als ob er mit ihm, dem Ketzer und Reformator, geheime Dinge betreibe: als Luther ſich einmal auf das ſtete Anliegen eines gewiſſen Leimbach hin, der in einem verwickelten Geldhandel Unrecht von Seiten der fürſtlichen Regierung erlitten zu haben behauptete, ſich deshalb an den Kurfürſten wandte, ließ ihm dieſer ſagen, daß er wohl bereit wäre, ihm ſelbſt die Verhandlung darüber mit Leimbach anzuvertrauen, daß er aber dann beſchuldigt werden könnte, als ob er „heimliche Handlung mit ihm hätte", während er doch dem Papſt und Kaiſer gegenüber ſtets vorgebe, mit ſeinen Sachen und ihm Nichts zu ſchaffen zu haben. Eines perſönlichen Zuſammenkommens mit ihm enthielt er ſich, wie wir längſt bemerkten, bis an ſein Ende.

Bei einer Beobachtung der kirchlichen Stellung Friedrichs muß endlich das Auge vorzugsweiſe auf ſein ihm ſo teures Wittenberger Gotteshaus und Heiligtum ſich richten. Ueber die Vorgänge dort liegen uns noch vollſtändige Akten im Weimarſchen Archive vor.

Da hat jetzt Friedrich, ohne daß wir bei ihm von

Kämpfen hierüber Etwas vernehmen, doch auf die Verehrung ſeiner lieben Reliquien verzichtet, die Sammlung geſchloſſen. Auch hier ließ er indeſſen die Sachen an ſich kommen. Am 24. April 1522 erhielt er einen Bericht der Stiftsherrn, daß ſie mit Stimmenmehrheit beſchloſſen hätten, die übliche Reliquienausſtellung auch fernerhin vorzunehmen, hiebei jedoch der Ablässe nicht mehr zu gedenken. Die Minderheit des Kapitels, namentlich der Propſt Jonas und der Stiftsherr Amsdorf, die ſpeziellen Freunde Luthers, wollten auch die ganze Ausſtellung abgeſchafft haben. Der Kurfürſt genehmigte jenen Beſchluß, indem er bemerkte, daß es in Nürnberg ebenſo gehalten werde. Dazu verordnete er, bei der Ausſtellung einige Gewappnete aufzuſtellen, um Tumulten zu wehren. Offenbar hatte die heftige in Wittenberg ausgebrochene Bewegung, die Luther dann in ihre Schranken wies, auch ſchon jene Heiligtümer bedroht. Luther that in Sachen der Reliquien keinen direkten Schritt bei ſeinem Fürſten. Er wollte inſoweit ſeine Schwäche ſchonen. Aber er ſcheute ſich nicht, ihm ſelbſt gegenüber damit zu ſcherzen. So in einem ſchon erwähnten Bittgeſuch für einen Notleidenden vom 28. März, wo er ſcherzend erklärt, daß er für den Armen im Notfall ſelbſt betteln gehen, ja gar rauben und ſtehlen wolle, und zwar allermeiſt beim Kurfürſten von Sachſen, und dann fortfährt: „Denn ich wollt dennoch von Eurer Kurfürſtl. Gnaden ungehänget ſein, wenn ich ſchon allen Heiligen ein Kleinod raubete in ſolcher Not“. Im folgenden Jahre ſchaffte der Kurfürſt ſelbſt auch jene große Ausſtellung ab: nur beim Brauch,

die Reliquien an den höheren Festen auf den Altären aufzustellen, sollte es noch verbleiben. Der Eifer im Erwerb von Reliquien war schon 1522 schnell und ganz erkaltet. Ja, als der in Venedig damit bisher beauftragte Freiherr von Schenk wieder solche Kostbarkeiten gekauft und deren Uebersendung nach Sachsen sich verzögert hatte, erhielt er sie vom Kurfürsten zurückgeschickt mit einem Briefe Spalatins vom 28. Juli des Inhalts: er möge sie, so gut er könne, an seinem eigenen Ort wieder verkaufen, wo sie mehr Wert haben werden als jetzt in Deutschland; denn hier habe man aus Gottes Wort gelernt, am Glauben und Vertrauen zu Gott und an Liebe zum Nächsten genug zu haben.

Viel schwieriger ging es mit den Meßgottesdiensten der Schloß- und Stiftskirche. Denn hier machte der Glaubensgegensatz, der ins Domkapitel eingedrungen war, sich aufs schärfste geltend. Zum Eindringen und Erstarken der evangelischen Richtung daselbst hatte der Kurfürst selbst das Meiste dadurch beigetragen, daß er, ohne die Folgen hiervon zu beabsichtigen, bald nach dem Wormser Reichstag den Justus Jonas an Stelle des verstorbenen streng katholischen Göde zum Probste des Stiftes ernannte. Er that dies auf Empfehlung des Humanisten Mutian. Jonas war aber schon bei Luthers Fahrt durch Erfurt nach Worms als Verehrer desselben dort vorangetreten und wurde ihm jetzt vollends befreundet. Gleichgesinnt war ihm unter den Stiftsherrn namentlich der schon erwähnte Amsdorf. Die Zahl der jährlich zu haltenden Messen, öffentlichen und Privatmessen, Messen für Lebende und für Tote, war

nach einer Berechnung Spalatins auf 9901 gestiegen, wozu im Ganzen 83 Klerikat bestellt waren. Das Wachs, das jährlich dazu verbraucht wurde, berechnet Jener auf mehr als 35,000 Pfund. So großartig wurde hier fortbetrieben, was für Jene wie für Luthern und für die gesamte Gemeinde Wittenbergs ein Gräuel war. Dazu kamen die ihnen anstößigen, althergebrachten kirchlichen Gesänge, in den der Himmelskönigin und den Heiligen anstatt Gott und Christus die Ehre gegeben werde.

Schon im Oktober 1522 erhielt der Kurfürst Bericht aus dem Domkapitel, daß es an Priestern fehle, welche gewisse neuerdings gestiftete Messen halten möchten, — weiterhin, daß die für gewisse Gottesdienste bestimmten Priester ihr Amt niedergelegt hätten. Nachdem der altgläubige erste Stiftsdechant 1523 mit Tod abgegangen war, fing der Probst Jonas gegen jene unevangelischen Misbräuche zu predigen an. Mit der größten Wucht trat vollends Luther dagegen auf. Zweimal richtete er schriftliche Mahnungen an die Stiftsherrn. Wollten sie sich auf den Kurfürsten berufen, so antwortete er ihnen hier: „Ich rede itzund mit eurem Gewissen: was geht uns der Kurfürst in solchen Sachen an? Ihr wisset, was St. Petrus saget Apostelgesch. 5: Man soll Gott mehr gehorchen" u. s. w. Als er hiermit keinen Erfolg bei ihnen hatte, sprach er auf der Kanzel der Stadtkirche am 2. August 1523 zum Schluß seiner Sonntagspredigt eine öffentliche Ermahnung an sie und über sie („die Herrn auf'm Schloß") aus, wobei er noch bestimmter erklärte: „Sie dürfen sich auch nicht damit

entſchuldigen, daß der Kurfürſt gebeut, zu halten wie es längſt geweſen; was fragen wir nach ihm? er hat nicht weiter zu gebieten, dann in weltlichen Sachen; wenn er aber wollte weiter greifen, ſo wollen wir ſprechen: Gnädiger Herr, wartet Ihr Eures Regiments, man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen". Er warf Jenen dabei vor, daß ſie alle, oder wenigſtens die Meiſten unter ihnen wohl wüßten, wie ihr Verhalten unrecht ſei, — und an andern Orten auch geradezu, daß ſie darauf beſtehen aus Liebe zu dem Gelde, das die Meſſen ihnen einbringen. Vergebens ſchickte der Kurfürſt die juriſtiſchen Collegen Schurf und Schwerdtfeger und den Freund Melanchthon zu ihm, ließ ihn warnen, er „ſolle nicht ſo geſchwind handeln", verwies ihn auf den wieder bevorſtehenden Reichstag und das zu erhoffende chriſtliche Konzil. In ſeiner lateiniſchen Schrift über die Form einer echt chriſtlichen Meſſe (Formula missae) nannte Luther jenes Gotteshaus, wie früher ein Bethaven (oben S. 79), ſo jetzt ein Thophet, d. h. einen Ort des Gräuels oder Abſcheus (vgl. 2. Kön. 23, 10. Jerem. 19, 12), und zwar ein Thophet, welches ſei der ſächſiſchen Fürſten gottloſes und verſchwendetes Geld, — ſtatt einer Allerheiligenkirche ein Haus aller Teufel. Jonas wandte ſich mit einer langen, ruhigen, warmen Ausführung an den Kurfürſten ſelbſt; er erinnerte ihn hiebei, wie einſt König Hiskia (2. Kön. 18) die abgöttiſchen Gräuel nicht geduldet, ſondern die vom Volk angebetete eherne Schlange zerbrochen habe, als Jeſaia für ihn ein Fähnrich des reinen Gotteswortes geweſen ſei, wie es jetzt Luther

ſein möchte; ſollte der misbräuchliche Gottesdienſt dennoch fortbeſtehen, ſo ſtellte er ſeinem Fürſten ganz anheim, was dieſer dann mit ihm ſelbſt machen wolle. Friedrich blieb hingegen bei ſeiner Rechtsauffaſſung, wonach er nicht befugt war, an der durch die kirchliche Ordnung vorgeſchriebenen und ſtiftungsgemäßen Abhaltung der Meſſen Etwas zu ändern, und dies namentlich dem Kaiſer und Reich gegenüber nicht hätte verantworten können. Er konnte ſich auch nicht mit dem Vorſchlag jener beiden Juriſten beruhigen, daß man drei damals neu erwählten, dem Meßdienſt widerſtrebenden Stiftsherrn erklären möge, ſie ſollen zugelaſſen ſein, wenn ſie „thun wollen, was den Stiftsherrn auferlegt und was göttlich (dem göttlichen Willen) gemäß ſei". Sie müßten, meinte er, vielmehr auf ihre Pfründen verzichten. Er ließ jedoch die letzte Entſcheidung noch in der Schwebe. Der Widerſtreit innerhalb des Kapitels währte indeſſen fort. Die Aufregung wuchs bei der Univerſität und Bevölkerung. Die wenigen noch übrigen altgläubigen Stiftsherrn meinten endlich (im November 1524) den Kurfürſten flehentlich um Schutz vor drohenden Tumulten angehen zu müſſen. Von Luther berichteten ſie, daß er ihnen gedroht habe, er gedenke, wenn keine Vermahnung bei ihnen fruchte, „den Predigtſtuhl zu verlaſſen und einen andern darauf zu ſtellen, der alſo predigen ſolle, daß ſolche Meſſen abgeſtellt ſollen werden". So ſandte denn Friedrich wieder zwei Kollegen, Schurf und Benedikt Pauli, zu dieſem, der übrigens mit ihm in der Zwiſchenzeit ganz friedlich und freundlich über andere Dinge verkehrt, ja gleichermaßen auch über eine Verwendung der

jenen drei Stiftsherrn zu entziehenden Gelder für die Intereſſen der Univerſität mit ihm verhandelt hatte. Er ließ ihm jetzt vorſtellen, wie er ja ſelbſt gelehrt habe, daß man in religiöſen Dingen nur überzeugen, nicht aber befehlen und erzwingen dürfe, ihn auch auf das dem Evangelium zugefallene Nürnberg hinweiſen, wo doch daneben noch Meſſen geduldet würden. Luther aber ſtellte jetzt in einer Predigt, in welcher er alle die verwerflichen Beſtandteile des Meßgottesdienſtes in den ſchärfſten Worten als Gräuel kennzeichnete, ſolche Gräuel ſchließlich geradezu mit Verbrechen und allgemein verderblichen Handlungen, wie Diebſtahl, Mord und Ehebruch, auf eine Linie und machte Fürſten, Bürgermeiſter, Räte und Richter dafür verantwortlich, wenn ſie dergleichen duldeten. Unter dieſem Geſichtspunkt rechtfertigte er, wie auch Jonas, jetzt dennoch ein Einſchreiten der weltlichen Gewalt in ſolchen Dingen. Darauf erſchienen der Rektor der Univerſität und die zwei Bürgermeiſter und zehn Ratsherrn der Stadt beim Stiftsdechanten und kündigten den am Gräuel feſthaltenden Mitgliedern des Stifts alle Gemeinſchaft auf; Jenem wurden des Nachts Fenſter eingeworfen. Friedrich ſprach hierüber ſein Misfallen aus, zog aber eine beſtimmte Entſcheidung immer noch hinaus. Da ſtreckten endlich die Bedrohten ſelbſt die Waffen, und zwar ſchrieb der zweite Dechant Blank an den Fürſten, er ſei ſelbſt durch tägliches Leſen und Nachforſchen ſo weit gekommen, daß ſein Gewiſſen ihn zwinge, nicht länger ob der Meſſe zu halten. Schweigend ließ jetzt auch der Kurfürſt die Neuerungen vollends vor ſich gehen. Als

er nach Ostern 1525 Nachricht über den Stand der Dinge bei einem seiner Beamten in Wittenberg einzog, wurde, wie dieser ihm berichtete, an den Sonntagen statt des Meßopfers nur der Gottesdienst mit Abendmahl, an jedem Wochentage eine biblische Lektion oder Predigt gehalten; in der jüngst verflossenen Festwoche waren die alten Bräuche mit Reliquien, besonderen Gewänden, Wachskerzen u. s. w. unterblieben.

Gewiß gehörten diese Vorgänge in seiner Schloßkirche zum schwersten und peinlichsten, was für Friedrich den Weisen das unter seinem Schutz angebrochene neue evangelische Licht mit sich gebracht hat. Und nicht bloße Bedenklichkeit oder gar Schwerfälligkeit des Alters, sondern sein fürstlicher Rechtssinn und seine Gewissenhaftigkeit machten sie ihm so schwer. War es doch wirklich so, daß das bestehende kirchliche und staatliche Recht ihm die Befugnis versagte, jene Reformen zu gebieten oder auch nur förmlich zu gestatten. Und wie sollte er so leicht auch in den Sinn eines Luther sich finden, wenn dieser für sein evangelisches Wort volle Freiheit von Seiten der weltlichen Gewalt forderte und nun doch zugleich gegen die Bräuche, die zwar ihm für Gräuel, Andern aber für göttliche Ordnung galten, den Arm der Obrigkeit aufbot? Andererseits freilich war der direkte und fundamentale Zwiespalt, wie er dort im Gottesdienste der Einen Stiftskirche statthatte, etwas Unerträgliches. Ferner lag auch für die neuen evangelischen Gottesdienste und kirchlichen Verhältnisse überhaupt das Bedürfnis einer gesetzlichen

Regelung vor, für welche eine nach dem bisherigen Recht kompetente Behörde eben nicht da war. Wir haben noch eine ganz bewegliche Zuschrift Spalatins an seinen Fürsten vom 1. Mai 1525, worin er, mit Hinweis auf das durch die damaligen Bauernunruhen gesteigerten Bedürfnis, ihm rät, schleunigst mit seinem Bruder Johann eine Aufforderung an sämtliche Geistliche und Klöster des Landes zu richten, daß sie alle unevangelischen Bräuche abthun sollten, weil er sein Gewissen dieser Dinge entladen haben wolle; ja Spalatin erklärt ihm dabei: „So sind auch Euer Fürstl. Gnaden, wird Sie solche Abgötterei gestatten, nicht entschuldigt". Aber wir wissen nicht, was Friedrich zu diesem Schreiben gesagt hat, nicht einmal, ob er es vor seinem Abscheiden noch hat durchlesen können.

In seinem eigenen Innern und seinem persönlichen religiösen Leben wollte Friedrich bis an sein Ende nur einfach und treu bei dem in der heiligen Schrift niedergelegten Gotteswort bleiben. Ein Lieblingsspruch war ihm 1. Petri 1, 25: „Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit". Unsere Wittenberger Lutherhalle besitzt eine große Silbermünze, die auf der einen Seite sein sorgfältig ausgeführtes Bild, auf der andern diesen Spruch in Latein trägt: „Verbum Domini manet in aeternum". Die Anfangsbuchstaben der vier lateinischen Worte ließ er gar auf die Aermel seiner Diener sticken. Und zwar nahm er das Gotteswort mit ganzem Herzen auf, wie es Luther ihm auslegte, auch sein Spalatin ihm vortrug. Dennoch konnte hergebrachten kirchlichen Uebungen und Bräuchen gegenüber sein Gewissen

auch mit Bezug auf ſein eigenes perſönliches Verhalten noch gebunden bleiben und es durfte auch für ihn die Rückſicht gelten, die Luther auf einen redlichen, aber in ſolchen Dingen noch ſchwachen, auch den Menſchen gegenüber noch ängſtlichen Glauben genommen haben wollte. Es fehlt uns in dieſer Hinſicht an genügenden Nachrichten über ihn. Wir wiſſen z. B. nicht, wie er es in ſeinen letzten Lebensjahren mit dem kirchlich vorgeſchriebenen Faſten hielt. Vom Rechte der Laien auf den Kelch im Abendmahl hat er ohne Zweifel noch keinen Gebrauch zu machen gewagt. Wir beſitzen noch ein Blatt, auf welchem Spalatin ein kurzes Gutachten Luthers und zugleich Melanchthons und Bugenhagens über den Abendmahlsgenuß eines derartigen Chriſten in deutſcher Ueberſetzung niedergeſchrieben hat. Wir dürfen ſicher vermuten, daß es für ſeinen Fürſten von ihm eingeholt war. Es lautet in Luthers Faſſung: „Alſo rat ich den Andern und allezeit, wenn Einer durch Gottes Wort das Gewiſſen erlangt hat, daß er Eine Geſtalt allein nicht nehmen möge, und doch ſein Glaub ſo ſchwach iſt, daß er aus Furcht vor Menſchen beide Geſtalten nit thar (nicht wagt zu) nehmen, daß er ſich mittlerzeit des Sakraments gar enthalte" u. ſ. w.

So war Friedrich zum 62. Lebensjahre fortgeſchritten, ſchon ſeit Jahren durch leibliche Beſchwerden gedrückt, als Fürſt mit Aufgaben beſchwert, für die er gerade bei ſeiner großen Umſicht und Beſonnenheit eine poſitive Löſung nicht fand. Beſcheiden und unerſchütterlich ging er den Weg weiter, der ihm als ein dunkler und doch als der einzige

ihm von Gott gewieſene erſcheinen mußte. Sein Leib war, wie Aleander ſchon beim Wormſer Reichstag bemerkte, ſehr ſtark geworden, ſeine Haltung wohl etwas ſchwerfällig. Miene und Blick blieb ernſt, ruhig und feſt. Im Jahr 1524, ohne Zweifel während jenes Nürnberger Reichstages, hat Albrecht Dürer ſein Bild gezeichnet; oft ſchon hatte ihn Kranach porträtiert.

Kaum war jener Streit im Wittenberger Stift geſtillt und den unruhigen Szenen, die dort wieder drohten, vorgebeugt, ſo mußte endlich der alte, ſchwergeprüfte, friedſame Herr noch den gefährlichſten, wildeſten Sturm hereinbrechen ſehen, der im Zuſammenhang mit der Reformation über Deutſchland gekommen iſt. Der große Bauernaufſtand brach aus. Schon wogten die immer weiter anwachſenden Haufen auch durch Thüringen hin und her, hier noch beſonders erregt durch den gefährlichen Schwärmer Münzer mit ſeinen Ideen von einem irdiſchen, kommuniſtiſchen Gottesreiche. Friedrich geriet in Schrecken darüber, ja wollte es kaum glauben, daß ſeine eigenen Unterthanen mitmachen ſollten, fand jedoch die Schuld auch auf der anderen Seite. Er wollte auch dieſe Sache Gott anheimſtellen. So ſchreibt er von Lochau aus, wo er ſeit dem vorangegangenen Dezember beſtändig krank lag, am 14. April 1525 an ſeinen Bruder Johann: „die Armen werden in viele Wege von uns geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten beſchwert; will es Gott alſo haben, ſo wird es ſo hinausgehn, daß der gemeine Mann regieren ſoll; iſt es aber ſein göttlicher Wille nicht und daß es zu ſeinem Lob nicht vorgenommen,

ſo wird es bald anders; laſſet uns Gott bitten um Vergebung unſrer Sünden und ihms anheimſetzen". Zu einem ſeiner Kammerdiener aber ſagte er in jenen Tagen: „Wenn mein lieber Gott will, ſo will ich gern von dieſer Welt, denn es iſt doch weder Lieb noch Wahrheit, weder Treu noch nichts Guts hie auf Erden".

Er hatte wirklich ſeinen Lauf vollendet. Am Abend des 4. Mai rief der Arzt den Spalatin zu ihm, daß er bei ihm „thun ſollte, wie er könnte". Mit dieſem unterhielt ſich Friedrich erſt über Mutian, von welchem Briefe angelangt waren, und über den Bauernaufſtand. Dann kam er auf Seelſorgerliches. Er begehrte das heilige Abendmahl, und nachdem er ernſte, herzliche Geſpräche mit Spalatin geführt, auch dieſem und ſeinem raſch herbeigeholten ordentlichen Beichtvater, dem Pfarrer von Herzberg, gebeichtet hatte, empfing er das Sakrament in der Frühe des folgenden Tages unter beiderlei Geſtalt mit ſolchem Ernſt und Innigkeit, daß die Anweſenden alle weinten. Als jene beiden ihn verlaſſen hatten, bat er ſeine Kammerdiener um Verzeihung, wo immer er einen von ihnen erzürnt hätte, wehrte ihnen das Weinen und bat ſie, ſeiner zu gedenken und Gott für ihn zu bitten. Von einer letzten Oelung, wie ſie im Katholizismus gefordert wird, war bei ihm nicht mehr die Rede. Spalatin ſchrieb für ihn in der Nacht mehrere Blätter voll Troſtſprüche aus Gottes Wort nieder. Er las dieſe den Tag über ſelbſt noch und ließ weiteres ſich vorleſen. Zwiſchen 4 und 5 Uhr abends, am 5. Mai, verſchied er ganz ſanft wie in einem Schlaf. Der Arzt ſagte: „Er iſt ein Kind des

Friedens geweſen, darum iſt er im Frieden verſchieden". Noch wenige Stunden vorher gedachte er, wie Spalatin erzählt, Luthers zum Beſten. Man hatte noch nach dieſem geſchickt: jetzt hätte ja Friedrich ſicherlich auch noch des perſönlichen Zuſammenſeins mit ihm ſich gefreut. Aber Luther war ins Mansfeldiſche verreiſt, um dort womöglich noch chriſtlich auf die aufſtändigen Bauern zu wirken.

Auf die Nachricht hin rief Luther gegen Spalatin aus: „O bitterer Tod, bitter nicht ſowohl für die Sterbenden, als für die, welche ſie im Leben zurücklaſſen". In einem Troſtbrief an Johann Friedrich, den Neffen des Verſtorbenen, ſagt er: „Zwar ein ſolcher Tod dieſes Fürſten iſt faſt an ihm ſelbſt träglich ſeinethalben, denn ſichs anſiehet, als habe ihn Gott weggezucket wie den König Joſia (2. Kön. 22 f.), daß er ſolches Uebel in der Welt nicht ſehe, weil er ſein Leben lang ein friedſam, ſtill, ruhig Regiment geführet hat, daß er billig Friedrich geheißen und ſeinen Namen mit der That beweiſet hat, — aber doch iſt uns Leid und Wehe geſchehen, welches Gott durch ſeine Gnade und Wort reichlich wolle erſtatten".

Am 11. Mai wurde Friedrichs Leichnam beſtattet in ſeiner Wittenberger Schloßkirche: in dem jetzt ganz evangeliſch gewordenen Gotteshaus, ohne all die vormals üblichen Gebräuche, mit chriſtlichen Geſängen und mit Gottes Wort. Luther predigte bei der Beerdigung und am vorangehenden Tag. Mit großer innerer Bewegung ſprach er über das Abſcheiden Friedrichs wieder im gleichen Sinn, wie in jenen

Briefen. Ueber die Tugenden des Verſtorbenen redete er, der weder Toten noch Lebenden je ſchmeichelte, ſo warm, wie wir ihn kaum je ſonſt einen Menſchen rühmen hören: „ſie ſind nun eingezogen in Gott, der ſie ihm gegeben hat, und feiern bis an jüngſten Tag; da werden wir ſie heller und klarer ſehen denn vorhin, was für eine Vernunft, Verſtand, Weisheit und Stärke in ihm geweſen iſt, durch welche uns Gott vordem gedient hat". Melanchthon hielt als Vertreter der Univerſität eine lateiniſche Leichenrede. Er ſucht darin den ganzen Fürſten und Mann zu charakteriſieren, und zwar nicht mit der bei den Humaniſten beliebten überſchwänglichen Rhetorik, ſondern in lauterer und wohlüberlegter dankbarer Anerkennung. In dem glühenden Eifer Friedrichs um die echte religiöſe Wahrheit ſieht er eine große Kraft des Geiſtes und etwas Heroiſches; zugleich hebt er hervor, wie derſelbe alle müßigen Diſputationen abgewieſen und nur auf das wahrhaft Erbauliche und auf wirkliche Frömmigkeit gedrungen habe. Er rühmt ſeine Weisheit, Gerechtigkeit, Friedfertigkeit im Regiment und weiſt namentlich auf das allgemeine Vertrauen hin, das er deshalb bei ſeinen Unterthanen gefunden. Neben den Verdienſten dieſes Maecenas um die Univerſität vergißt er auch nicht die Fürſorge des Fürſten für die Erziehung überhaupt, ferner für Ackerbau, Handel und Gewerbe. Durch alle die Reden klingt die Mahnung zum Danke gegen Gott durch, der einen ſolchen Fürſten geſchenkt habe.

Zwei Jahre nachher erhielt der Verſtorbene in ſeiner Schloßkirche ein ſehr würdiges Monument mit ſeinem

Standbild aus der Hand Peter Vischers, des Meisters im Erzguß, eingefügt in der nördlichen Mauer, rechts vom Altare. Gegenüber ist nachher seinem Bruder und würdigen Nachfolger Johann ein Denkmal errichtet worden. Ueber Friedrichs Denkmal stehen hoch und groß die Worte: Verbum Domini manet in aeternum.

Man hat Friedrich wohl als den ersten Fürsten der deutschen Reformation in dem Sinne, daß er selbst zu reformieren begonnen hätte, gerühmt oder auch gescholten. So haben wir ihn nicht kennen gelernt. Er hat gerade darauf verzichtet, selbst zu reformieren. Aber wir haben ihm Größeres zu verdanken. Während er zur eigenen evangelischen Ueberzeugung erst allmählich gelangte und dann gegenüber allen den Aufforderungen, vermöge der fürstlichen Gewalt zu reformieren, sich durch das bestehende Recht gebunden fand, hat er das evangelische Wort geschirmt, daß es mit der eigenen Kraft an die Geister und Herzen dringen, den Sieg erringen und so auch zu äußeren Reformen führen konnte; und er hat selbst von diesem Worte sich innerlich überwinden, weiter fördern und stärken lassen. Wir können nicht sagen, wie er zu jenen Bedürfnissen, die dann doch irgend ein Eingreifen des obrigkeitlichen Armes forderten, bei längerem Leben sich gestellt und ob er etwa auch dann, im Unterschied von andern Fürsten, die Freiheit des Wortes und religiösen Geistes überhaupt durch Duldung

nach einer Berechnung Spalatins auf 9901 gestiegen, wozu im Ganzen 83 Kleriker bestellt waren. Das Wachs, das jährlich dazu verbraucht wurde, berechnet Jener auf mehr als 35,000 Pfund. So großartig wurde hier fortbetrieben, was für Jene wie für Luther und für die gesamte Gemeinde Wittenbergs ein Gräuel war. Dazu kamen die ihnen anstößigen, althergebrachten kirchlichen Gesänge, in den der Himmelskönigin und den Heiligen anstatt Gott und Christus die Ehre gegeben werde.

Schon im Oktober 1521 erhielt der Kurfürst Bericht aus dem Domkapitel, daß es an Priestern fehle, welche gewisse neuerdings gestiftete Messen halten möchten, — weiterhin, daß die für gewisse Gottesdienste bestimmten Priester ihr Amt niedergelegt hätten. Nachdem der altgläubige erste Stiftsdechant 1523 mit Tod abgegangen war, fing der Probst Jonas gegen jene unevangelischen Misbräuche zu predigen an. Mit der größten Wucht trat vollends Luther dagegen auf. Zweimal richtete er schriftliche Mahnungen an die Stiftsherrn. Wollten sie sich auf den Kurfürsten berufen, so antwortete er ihnen hier: „Ich rede itzund mit eurem Gewissen: was geht uns der Kurfürst in solchen Sachen an? Ihr wisset, was St. Petrus saget Apostelgesch. 5: Man soll Gott mehr gehorchen" u. s. w. Als er hiermit keinen Erfolg bei ihnen hatte, sprach er auf der Kanzel der Stadtkirche am 2. August 1523 zum Schluß seiner Sonntagspredigt eine öffentliche Ermahnung an sie und über sie („die Herrn auf'm Schloß") aus, wobei er noch bestimmter erklärte: „Sie dürfen sich auch nicht damit

entſchuldigen, daß der Kurfürſt gebeut, zu halten wie es längſt geweſen; was fragen wir nach ihm? er hat nicht weiter zu gebieten, dann in weltlichen Sachen; wenn er aber wollte weiter greifen, ſo wollen wir ſprechen: Gnädiger Herr, wartet Ihr Eures Regiments, man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen". Er warf Jenen dabei vor, daß ſie alle, oder wenigſtens die Meiſten unter ihnen wohl wüßten, wie ihr Verhalten unrecht ſei, — und an andern Orten auch geradezu, daß ſie darauf beſtehen aus Liebe zu dem Gelde, das die Meſſen ihnen einbringen. Vergebens ſchickte der Kurfürſt die juriſtiſchen Collegen Schurf und Schwerdtfeger und den Freund Melanchthon zu ihm, ließ ihn warnen, er „ſolle nicht ſo geſchwind handeln", verwies ihn auf den wieder bevorſtehenden Reichstag und das zu erhoffende chriſtliche Konzil. In ſeiner lateiniſchen Schrift über die Form einer echt chriſtlichen Meſſe (Formula missae) nannte Luther jenes Gotteshaus, wie früher ein Bethaven (oben S. 79), ſo jetzt ein Thophet, d. h. einen Ort des Gräuels oder Abſcheus (vgl. 2. Kön. 23, 10. Jerem. 19, 12), und zwar ein Thophet, welches ſei der ſächſiſchen Fürſten gottloſes und verſchwendetes Geld, — ſtatt einer Allerheiligenkirche ein Haus aller Teufel. Jonas wandte ſich mit einer langen, ruhigen, warmen Ausführung an den Kurfürſten ſelbſt; er erinnerte ihn hiebei, wie einſt König Hiskia (2. Kön. 18) die abgöttiſchen Gräuel nicht geduldet, ſondern die vom Volk angebetete eherne Schlange zerbrochen habe, als Jeſaia für ihn ein Fähnrich des reinen Gotteswortes geweſen ſei, wie es jetzt Luther

Landen, — für alle Stände, hohe und niedere, — daß ſie alle Gottes Wort ehren, Gott dafür danken, ihrem Amte wohl vorſtehen, treu und gehorſam ſeien, gegen den Nächſten chriſtliche Liebe erzeigen".

So wird der Ruf zu unſerer Feier ein Ruf, mit zu bekennen und mit zu weihen. Gott ſegne uns hiezu unſern 31. Oktober!

Inhalt.

Seite

Eingang: Die Stiftung Herzog Rudolfs 4

Friedrich der Weiſe mit ſeiner Schloßkirche vor Luthers Auftreten . . . 8

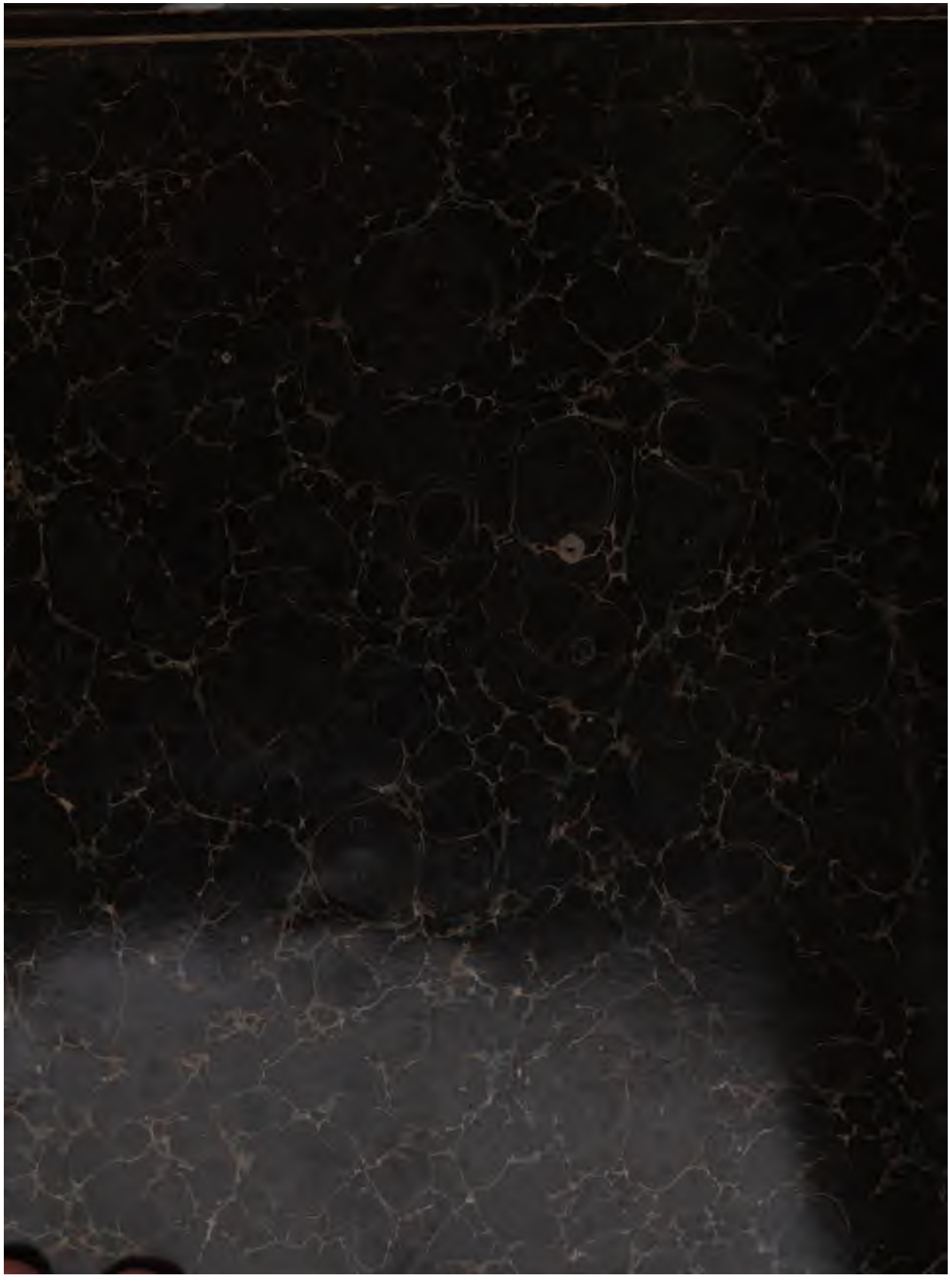
Friedrich der Weiſe mit ſeiner Schloßkirche und Luther der Reformator.

1. Vom Theſenanſchlag bis zum Wormſer Reichstag 27

2. Von Luthers Wartburgaufenthalt bis zur Wandlung in der Schloßkirche und zu Friedrichs Heimgang 72

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.



BR 358 .S3 K6
Friedrich der Weise und die Sc
Stanford University Libraries
3 6105 041 238 358

BR
358
S3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

DATE DUE